Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ZWÖLFTES HEFT ◆ 7. JAHRGANG ◆ DEZEMBER 1920

INHALT:

Gottfried Salomon: Beginn der Revolution (1848)
Johannes R. Becher: Gedichte
Ernst Barlach: Aus Seespecks Wedeler Tagen
Kasimir Edschmid: Särö
Mitteilungen

EINZELHEFT 4 MARK VIERTELJAHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

KASIMIR EDSCHMID

Soeben erschien das moderne aktuelle Essay-Buch:

DIE DOPPELKÖPFIGE NYMPHE

AUFSÄTZE ÜBER DIE LITERATUR UND DIE GEGENWART

15 Mark, in Pappband gebunden 19 Mark

*

Der Titel, einer griechischen Sage entnommen, weist auf die doppelte Aufgabe des Künstlers: über der zeitlos schönen Schöpfung die lebendige Fühlung mit der Gegenwart nicht zu verlieren. Es ist Edschmids Stärke, daß er, der Künstler und Führer eines großen Kreises, in engstem Zusammenhang mit den Schöpfungen seiner Zeit steht. In der „Doppelköpfigen Nymphe" setzt sich Edschmid mit den anerkannten Vertretern der neuen Literatur in lebendiger und kraftvoller Form auseinander und gibt so ein für jeden anregendes und reizvolles Spiegelbild des Geistes unserer Zeit

*

Früher erschien der große zeitgenössische Roman:

DIE ACHATNEN KUGELN

Geheftet 12 Mark, gebunden 16 Mark

DIE FÜRSTIN

Novellen

Geheftet 10 Mark, gebunden 16 Mark

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN

Gottfried Salomon:

BEGINN DER REVOLUTION (1848)

„Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. . . . Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt schienen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüme, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. . . . Die Revolution von 1789 bis 1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793 bis 1795 zu parodieren. . . . Unheroisch, wie die bürgerliche Gesellschaft ist, hatte es jedoch des Heroismus bedurft, der Aufopferung, des Schreckens, des Bürgerkriegs und der Völkerschlachten, um sie auf die Welt zu setzen. Und ihre Gladiatoren fanden in den klassisch strengen Überlieferungen der römischen Republik die Schale und die Kunstformen, die Selbsttäuschungen, deren sie bedurften, um den bürgerlich beschränkten Inhalt ihrer Kämpfe sich selbst zu verbergen. . . . Die Totenerweckung diente also dazu, die neuen Kämpfe zu verherrlichen, nicht die alten zu parodieren, die gegebene Aufgabe in der Phantasie zu übertreiben, nicht vor ihrer Lösung in der Wirklichkeit zurückzuflüchten, den Geist der Revolution wieder zu finden, nicht ihr Gespenst wieder umgehen zu machen. . . .

Bürgerliche Revolutionen, wie die des 18. Jahrhunderts, stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich, Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt, die Ekstase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, bald haben sie ihren Höhepunkt erreicht, und ein langer Katzenjammer erfaßt die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Sturm- und Drangperiode nüchtern sich aneignen lernt. Proletarische Revolutionen dagegen, wie die des 19. Jahrhunderts, kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von

neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber wieder aufrichte; schrecken stets von neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eigenen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht. . . . Die soziale Revolution des 19. Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. Sie kann nicht mit sich selbst beginnen, bevor sie allen Aberglauben aus der Vergangenheit abgestreift hat. Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückerinnerungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Die Revolution des 19. Jahrhunderts muß die Toten ihre Toten begraben lassen." (K. Marx.) [1])

* * *

„Von nun an werden die Bankiers herrschen", soll der Großbankier Laffitte gelegentlich des Dynastiewechsels, der den Namen Julirevolution führt, im Jahre 1830 gesagt haben. Unter dem Bürgerkönig Louis Philippe herrschte wirklich nicht die ganze Bourgeoisie, sondern nur die bourgeoise Feudalität, die Hochfinanz, die die Patronage über die Ämter ausübte, den Stimmenkauf bei den Wahlen veranstaltete und mit ihren Kreaturen in der Kammer die Gesetze gab. Das Königtum als Aureole und Nimbus des Kapitals mußte sich seinem Wesen nach über die gesellschaftlichen Mächte als persönliche Gewalt erheben wollen; es stellte sein Prinzip der Legitimität einer Volkssouveränität entgegen, die in der parlamentarischen Fiktion eine Klassenherrschaft begründete. Aber die Legitimität konnte nur das Kapital legitimieren, weil das Königtum von der Bankokratie abhängig blieb. Das Budgetgleichgewicht war nicht ohne eine Steuergesetzgebung herzustellen, die die herrschenden Interessen verletzte; die Staatsverschuldung war gerade der Gegenstand der Börsenspekulation und jede Anleihe eine Gelegenheit, den Staat und das große Publikum zu prellen; so konnte die Staatsgewalt sich nicht über die Gesellschaft, d. h. eine Fraktion der Bourgeoisie erheben, der König unterstand dem quasifeudalen Kapitalisten.

„Die Julimonarchie war nichts als eine Aktienkompagnie zur Exploitation des französischen Nationalreichtums, deren Dividenden sich verteilten unter Ministern, Kammern, 240000 Wählern und ihrem Anhang. Louis Philippe war der Direktor dieser Kompagnie. . . . Indem die Finanzaristokratie die Gesetze gab, die

[1]) „Der 18. Brumaire des Louis Napoléon."

Staatsverwaltung leitete, über sämtliche organisierte öffentliche Gewalten verfügte, die öffentliche Meinung durch die Tatsachen und die Presse beherrschte, wiederholte sich in allen Sphären, vom Hofe bis zum Café-Borgne, dieselbe Prostitution, derselbe schamlose Betrug, dieselbe Sucht, sich zu bereichern nicht durch die Produktion, sondern durch die Eskamotage schon vorhandenen fremden Reichtums, brach namentlich an den Spitzen der bürgerlichen Gesellschaft die schrankenlose, mit den bürgerlichen Gesetzen selbst jeden Augenblick kollidierende Geltendmachung der ungesunden und liederlichen Gelüste aus, worin der aus dem Spiele entspringende Reichtum naturgemäß seine Befriedigung sucht, wo der Genuß crapuleux wird, wo Geld, Schmutz und Blut zusammenfließen. Die Finanzaristokratie in ihrer Erwerbsweise wie in ihren Genüssen, ist nichts als die Wiedergeburt des Lumpenproletariats auf den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft." (K. Marx.[1])

Der nichtherrschende Teil der Bourgeoisie schrie Korruption, wenn die Übervorteilung des Staats bei den Anleihen und Aufträgen zu offensichtlich wurde, wenn bei den Skandalen betrügerische Lieferungsverträge, Bestechungen und Unterschleife die bürgerliche Kapitalerwerbsweise bloßstellten. Die moralische Entrüstung der kleinen Bourgeois suchte nach einem Sündenbock. Die bürgerliche Klasse nahm ihre Parvenüs in Schutz, da sie deren Erfolge zum Vorbild nahm und vor deren Tatkraft in die Knie sank: mit jesuitischer Denunziation aus Neid und Wut stellte sie ihre jüdischen Mitglieder als Verführer und Anführer an den Pranger. In den Pamphleten erschien der Kapitalismus „rein" und gesund und nur durch fremde Einflüsse verseucht! Die ganzen Beschwerden über Korruption und Patronage gingen eben nur gegen die „Auswüchse" und Ausnahmen und waren versteckte Ansprüche der ganzen Klasse auf die Teilhaberschaft an der G. m. b. H. des Staats zur Volksausbeutung.

Was wir heute „Gründer- und Schiebertum" nennen, ist die eklatante Form des in der Krise über die bisherige Konvention hinausgehenden und an den Usus nicht mehr gebundenen Kapitalerwerbs. Im Zeichen der Handels- und Geldvorherrschaft wird immer wieder die staatlich kodifizierte und gesellschaftlich konsentierte „Sitte" verletzt. Freiheit von der Sitte bedeutet eben die moderne kapitalistische Wirtschaft, die die Binnenökonomie der Gemeinschaft und ihres Bedarfs sprengt und das egoistische Prinzip des größtmöglichen Gewinns nicht mehr (wie im Altertum und

[1]) „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850."

Mittelalter) nur dem Fremden und Feinde gegenüber gebraucht. Die Emanzipation der Ökonomie von der Moral führt zu einem Krieg des Einzelnen wider die Gemeinschaft. In Krisen, z. B. nach Staatskriegen und Revolutionen, zeigt sich der Privatannexionismus des Kapitals in Erscheinungen, die nach dem konservativen Recht ins Gebiet des Verbrechens, Betrugs, Diebstahls gehören. Der moderne homo oeconomicus als Egoist ist der Nachfolger des feudal-kriegerischen Menschen, des Raubritters, Kreuzzugmarodeurs, Kondottieri, Konquistadors und Kolonialabenteurers, der Gesetz durch Gewalt, und Recht durch Vorrecht ersetzt. Die bürgerliche Lehre des Liberalismus, der Freiheit des Individuums vom und im Staate, ist der schöne Deckmantel des Anarchismus oder Absolutismus des allein freien Kapitals. So wurde die Geschichte der Gesellschaft seit dem Beginn des modernen Kapitalismus zur Kriegsgeschichte. „In der modernen Gesellschaft jedenfalls ist bewiesen, daß alle politischen Kämpfe Klassenkämpfe sind und alle Emanzipationskämpfe sich um die ökonomische Emanzipation drehen" (Engels). In immer tiefer reichender Sozialrevolution wird die Rangordnung auf Grund des Besitzes abgebaut. Der Revolutionarismus, die individuale und nationale Auflösung des Mittelalters in Kirche, Staat, Schule, Ehe usw. endet bei der Wirtschaft. Seit die Kirche ihre soziale Macht verlor und der Staat zum Mittel der bürgerlichen Wirtschaft ward, ist das ganze Dasein durchrevolutioniert. Der revolutionäre Charakter ist der Bourgeoisie wesentlich, sie hat an Stelle der heiligen Bande zwischen Mensch und Mensch nur das nackte Interesse gelassen, die wohlerworbenen Freiheiten in gewissenlose Handelsfreiheit, die ritterliche Begeisterung in wucherische Berechnung verwandelt, usw., wie es das „Kommunistische Manifest" darlegt. Die Revolutionierung auf kulturellem und politischem Gebiete wird auf dem ökonomischen fortgesetzt, aber hier schlägt der Nihilismus als Resultat der Befreiung um, es kommt zur Statik und Hierarchie einer neuen Gemeinschaft. — Das Proletariat übernimmt zunächst die Freiheitslehre der revolutionären Ideologie des Bürgertums im 18. Jahrhundert, die politische Religion des Staatsoptimismus, den rationalen Glauben an den Fortschritt, d. h. die Erreich- und Errechenbarkeit der Gedanken und Wünsche, die mechanistische Naturwissenschaft auf die Gesellschaft und Geschichte übertragen, vor allem die bürgerlich-materialistische Glücks- und Genußmoral, überhaupt den bürgerlichen Geist und den Bürger als Ideal. Wie die Erlösungspatente der Utopisten zeigen, zaubert die Vernunft eine neue Welt, in der eine Freiheit ohne Verbundenheit, eine Gleichheit ohne Liebe, eine Gerechtigkeit ohne Opfer, also ein

unentgeltliches Glück bestehen soll und die bürgerliche Robinsonade in einer Zeit überlegener Wirtschaftstechnik fortgebildet wird. Diese neue Welt ist bloß ökonomisch ausgedacht, wie es dem Bürger entspricht, der über seinem allein bedeutsamen Interessengebiet, der privaten Wirtschaft, als Überbau nur einen leeren Objektivismus von Kunst und Wissenschaft, ein historisches und formales Epigonengeschäft, duldet. — Ich sage, der „Geist" der Bourgeoisie, dynamisch, kritisch, protestierend, revolutionär, bestimmt auch das Proletariat, das schließlich durch die Verneinung der Wirtschaftsordnung das ganze Gebäude niederlegt und auf dem nivellierten Boden eine neue Ordnung errichtet.

Die Bourgeoisie, die eine ganze Hierarchie von Klässchen einbegreift, ist eigentlich eine Mittelschicht, die als politische Vertretung die „oberen Zehntausend" anerkennt, ihre Feudalherren. Solange die Chance des Emporkommens allgemein besteht, also die kapitalistisch-kalvinistische Erfolgsmoral recht hat, ist die Bourgeoisie einig gegen das Proletariat. Sie hält die Rangordnung, die nur durch die Arbeit gebildet werden sollte, durch ihr Besitz- und Bildungsmonopol für gerechtfertigt, sie sieht die Trennung von Eigentum und Arbeit als notwendig an, trotzdem die Arbeit sozial und das Eigentum an der Arbeit privat ist. Erst wenn Arbeits- und Eigentumsklasse auch innerhalb der Bourgeoisie völlig auseinanderfallen, ein Ausgleich und ein Emporkommen durch Monopol und Privileg unmöglich geworden sind, also in der Periode der Trennung von Klein- und Großbourgeoisie wie um 1848, und der Proletarisierung des Mittelstandes wie in der Folgezeit, schlägt sich die Mittel- und Kleinbourgeoisie auf die Seite des Proletariats gegen die Finanzaristokratie. „Demokratie" heißt dann das Losungswort und Kampfziel der vereinigten Mittelstände und Unterklassen. Wie 1789 die ökonomisch entscheidende Klasse der Bürger sich von der politischen Oberherrschaft einer inadäquaten Schicht befreite und alle arbeitenden Bevölkerungsteile, der 3. Stand, gegen das arbeitslose Einkommen von Adel und Klerus aufstand, Demokratie also den Ausgleich ihrer ökonomischen und politischen Stellung bedeutete, so hieß 1848 Demokratie die Zusammenfassung aller industriell Tätigen gegen die finanziellen „Drohnen", die die politische Herrschaft innehatten und eine neue Feudalität zu bilden begannen. Während sich noch die Feudalsozialisten, utopisch-romantisch auf das Mittelalter zurückschauend, gegen das ganze System des Industrialismus wandten, war die Industrie schon weit fortgeschritten und konnte den Kampf gegen die Finanz wagen, die der Intelligenz wie der arbeitenden Bourgeoisie die politische Macht vorenthielt. Die oppositionelle Bourgeoisie, d. h. die große

Masse der industriell Tätigen, führte in der Zeitung „National" den Kampf um die Staatsgewalt und veranstaltete 1847—1848, in den Zeiten einer Handelskrise und allgemeinen Unzufriedenheit, eine Bankettagitation für die Wahlreform. Sie forderte Beseitigung der parlamentarischen Mißstände, der Verwaltungskorruption sowie des Wahlrechts nach Steuerzensus, und erhoffte eine neue Majoritätsbildung im Parlament als Vertretung ihrer gesamtbürgerlichen Interessen. Sie spielte mit dem Gedanken der Revolution und wollte sich des Proletariats als Hilfstruppe bedienen. Aber die entfesselten Kräfte wuchsen ihr über den Kopf. Toqueville sah bereits voraus, daß der Kampf nicht um Königtum, Ministerium und Wahlsystem, sondern um die Gesellschaftsordnung selber ging, und daß die Bourgeoisie, die nur eine verallgemeinerte Herrschaft des Kapitals wollte, um ihre Existenz mit dem Proletariat kämpfen mußte.

* * *

„Einen neuen Messias sehe ich mit dem Schwerte kommen, um die Lehren des ersten zu verwirklichen. Er wird durch seinen Mut an die Spitze der revolutionären Armee gestellt werden, wird mit ihr den morschen Bau der alten gesellschaftlichen Ordnung zertrümmern, die Tränenquellen in das Meer der Vergessenheit leiten und die Erde in ein Paradies verwandeln." (Weitling 1842.)

Der Chiliasmus ist die Revolutionslehre der europäischen Menschheit in der Neuzeit, die französische Revolution von 1789 bekleidet sich mit den aufklärerischen Phrasen des Vernunftchiliasmus, die moderne mit den sozialistischen Theorien des marxistischen Materialismus. [1]) „Die Ideologie der proletarischen Verheißung" gibt den Glauben zum Handeln, die Sicherheit, im Geiste der Heilsökonomie ans Werk zu gehen. Indem der Kampf gegen das Böse aus der Seele in die Welt verlegt wurde, erscheint die Lehre von der Erlösung als Befreiung von der bestehenden Sozialordnung, als Revolutionslehre und Religion der irdischen Glückseligkeit. Die Verweltlichung des Christentums ist seit den Reformationen mit jeder Revolution fortgeschritten. Die Revolution von 1848 war wie das Präludium der begonnenen Revolution von 1918; das Thema, die Befreiung des Proletariats, wurde angeschlagen, die Lösung durch die Diktatur des Proletariats vorgesehen.

Bakunin schilderte seinen Eindruck von Paris in den Februartagen 1848 folgendermaßen: „Wir hatten geglaubt, daß wir den

[1]) Vgl. die ausführliche Darlegung von Fritz Gerlich: „Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich".

letzten Tagen der alten Zivilisation beiwohnten, daß bald das Reich der Gleichheit beginnen werde", und Mazzini erläuterte dieses Gefühl des Umschwungs: „Die individualistische Welt hat ihre Zeit gehabt, die sozialistische beginnt. Der große Gedanke, der heute in Europa gärt, läßt sich so definieren: Beseitigung des Proletariats, Befreiung des Arbeiters von der Herrschaft des bei wenigen konzentrierten Kapitals, Verteilung der Produkte nach der geleisteten Arbeit." Die apokalyptisch-chiliastische Idee ist deutlich, eine Welt geht unter und das Himmelreich ist nahe, gegen die böse herrschende Minderheit wird der guten unterdrückten Masse die Gewalt in die Hand gegeben, die Masse als Messias überwindet Kapital und Staat. — Diese materialistischen Erlösungslehren waren in den sozialreformerischen Theorien bereits ausgebildet worden. Es gibt auch heute noch keine bestehende sozialistische Richtung, die nicht in der Vorbereitungszeit von 1848 ihre geistigen Grundlagen hätte. Das soziale und hierarchische Christentum, der industrielle, statt feudale Katholizismus Saint-Simons, das kleinbürgerlich-epikuräische Plebejerevangelium Fouriers, die poetische Utopie der unbefriedigten Vernunft eines Cabet, der Terrorismus und Putschismus der Geheimgesellschaften à la Carbonari usw., all diese Führer, Gruppen und Sekten hatten das Volk, das hieß jetzt die Arbeitermasse auf den nahen Umsturz vorbereitet.

Die Revolution von 1848 war bereits eine sozialökonomische, während die von 1789 eine politisch-rechtliche gewesen war. Die Erklärung der Menschenrechte gewährleistete aber nicht die soziale Gleichheit, nicht einmal die politische, da das Wahlrecht in der Restauration von der Steuerleistung abhängig gemacht wurde. Die Idee der sozialen Gleichheit mußte unter dem durch die Gewerbefreiheit und Maschinentechnik entfalteten Kapitalismus revolutionär wirken gegen die neue Feudalität, die Finanzaristokratie, die eine bürgerliche Hierarchie aufzurichten begonnen hatte. „Offiziell wurden die wilden Schwärmereien . . , die bisher vergraben lagen in den apokryphen Schriften der Sozialisten und nur von Zeit zu Zeit als ferne, halb fürchterliche, halb lächerliche Sagen an das Ohr der Bourgeoisie anschlugen. Europa fuhr überrascht aus seinem bürgerlichen Halbschlummer auf. In der Idee der Proletarier also, welche die Finanzaristokratie mit der Bourgeoisie überhaupt verwechselten; in der Einbildung republikanischer Biedermänner, welche die Existenz selbst der Klassen leugneten oder höchstens als Folge der konstitutionellen Monarchie zugaben; in den heuchlerischen Phrasen der bisher von der Herrschaft ausgeschlossenen bürgerlichen Fraktionen war die Herrschaft

der Bourgeoisie abgeschafft mit der Einführung der Republik. Alle Royalisten verwandelten sich damals in Republikaner und alle Millionäre von Paris in Arbeiter. Die Phrase, welche dieser eingebildeten Aufhebung der Klassenverhältnisse entsprach, war die fraternité, die allgemeine Verbrüderung und Brüderschaft. Diese gemütliche Abstraktion von den Klassengegensätzen, diese sentimentale Ausgleichung der sich widersprechenden Klasseninteressen, diese schwärmerische Erhebung über den Klassenkampf, die fraternité, sie war das eigentliche Stichwort der Februarrevolution." (K. Marx.)[1]) Der vulkanische Ausbruch einer Revolution schafft eine Nivellierung für den Augenblick, die Verwirklichung einer Idee läßt alle bestehende Wirklichkeit vergessen. Das allgemeine Wahlrecht war die Parole der Opposition, es war noch der jakobinische Kultus des einen Volks, des für alle Staatsbürger gleichen Rechts, der nach dem Zerfall der feudalen Hierarchie zur Geltung kommen mußte, aber bereits anachronistisch war, weil es 1789 innerhalb des dritten Standes schon eine industrielle Klassenbildung gab. 1848 aber war bereits der Kampf innerhalb des dritten Standes zwischen der Arbeiter- und Bürgerklasse angebrochen. Zum Schrecken der bürgerlichen Opposition handelte es sich nach Ausbruch der Revolution nicht mehr um Monarchie oder Republik, politische Verfassung und geordnete Verwaltung, sondern um Kapital und Arbeit und ihre Stellung in Staat und Gesellschaft. Die Republik sollte bloß das Mittel der sozialen Reform sein. „Der Kampf gegen das Kapital in seiner entwickelten modernen Form, in seinem Springpunkt, der Kampf des industriellen Lohnarbeiters gegen den industriellen Bourgeois ist in Frankreich ein partielles Faktum, das nach den Februartagen um so weniger den nationalen Inhalt der Revolution abgeben konnte, als der Kampf gegen die untergeordneten Exploitationsweisen des Kapitals, der Bauern gegen den Wucher in der Hypothek, des Kleinbürgers gegen den Großhändler, Bankier und Fabrikanten, mit einem Worte gegen den Bankerott, noch eingehüllt war in die allgemeine Erhebung gegen die allgemeine Finanzaristokratie . . . Die französischen Arbeiter konnten keinen Schritt vorwärts tun, kein Haar der bürgerlichen Ordnung krümmen, bevor der Gang der Revolution die zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie stehende Masse der Nation, Bauern und Kleinbürger, nicht gegen diese Ordnung, sondern gegen die Herrschaft des Kapitals empört, sie gezwungen hatte, sich den Proletariern als ihren Vorkämpfern anzuschließen." (K. Marx.)[2])

[1]) „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—50."
[2]) „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850."

Die Revolution brach am 24. Februar aus. Die Regierung hatte sie durch die schroffe Ablehnung aller Wahlreformvorschläge provoziert. Als das Volk auf die Barrikaden stieg, die Nationalgarde sich passiv verhielt, die Armee keinen ernstlichen Widerstand leistete und der König davonlief, schien sich die Republik von selbst zu verstehen. Es fiel mehrere Tage niemand ein, sich gegen die Republik zu erklären, die zunächst nur in der Königslosigkeit bestand. Da niemand die Republik so nahe gedacht hatte, so bestand kein Einverständnis über ihren Inhalt. Die Staatsgewalt sollte vom Volke abhängig sein, das Volk aber gab es nur in der Abstraktion, in Wirklichkeit bestand es aus Gruppen der verschiedensten Interessen, aus Klassen. In der Theorie war es das Volk, in Wirklichkeit die Gesellschaft, das hieß noch die bürgerliche Gesellschaft, die die Staatsgewalt ergriff. Jede Partei deutete die Republik in ihrem Sinne. „Vom Proletariat, die Waffen in der Hand ertrotzt, prägte es ihr seinen Stempel auf und proklamierte sie als soziale Republik. So wurde der allgemeine Inhalt der modernen Revolutionen angedeutet, der in sonderbarstem Widerspruch stand zu allem, was mit dem vorliegenden Material, mit der erreichten Bildungsstufe der Masse, unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen zunächst unmittelbar ins Werk gesetzt werden konnte." (K. Marx.)[1]) Die provisorische Regierung war nichts anderes als ein provisorischer Kompromiß der Klassen, die die Revolution gegen die Julimonarchie und ihre Stütze, die Finanzaristokratie, gemacht hatten. Das republikanische Kleinbürgertum war vertreten durch Ledru-Rollin und Flocon, die Arbeiterklasse durch Louis Blanc und Albert, die Mehrheit aber gehörte der republikanischen Bourgeoisie oder dynastischen Opposition an. Der Wortführer der Regierung war Lamartine, der Sinn, die Poesie und Illusion der Revolution in eigener Person. Um die Mittagsstunde des 25. Februar war die Republik noch nicht ausgerufen, dagegen sämtliche Ministerien schon verteilt unter die bürgerlichen Elemente, die Advokaten, Bankiers und Generäle des „National". Im Namen des Pariser Proletariats befahl Raspail der provisorischen Regierung, die Republik auszurufen, und drohte, sie an der Spitze von 200000 Mann mit den Waffen zu erzwingen. Das Proletariat hatte die Republik erkämpft, es erzwang auch die sozialen Konzessionen von der Bourgeoisie. Der Arbeiter Marche diktierte der provisorischen Regierung das Dekret über die Organisation der Arbeit, und als sie zögerte, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, marschierte eine

[1]) „Der 18. Brumaire des Louis Napoléon."

Masse von 20000 Arbeitern gegen das Hôtel de Ville mit den Rufen: Organisation der Arbeit! Bildung eines Ministeriums der Arbeit! Nach langen Debatten wurde eine permanente Spezialkommission beauftragt, die Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen ausfindig zu machen. Diese Kommission aus Delegierten der Pariser Handwerkskorporationen tagte im Luxembourg. „Neben den Ministerien der Finanzen, des Handels, der öffentlichen Arbeiten, neben der Bank und Börse, erhob sich eine sozialistische Synagoge, deren Hohepriester Louis Blanc und Albert, die Aufgabe hatten, das gelobte Land zu entdecken, das neue Evangelium zu verkünden und das Pariser Proletariat zu beschäftigen. Zum Unterschiede von jeder profanen Staatsmacht stand ihnen kein Budget, keine exekutive Gewalt zur Verfügung. Mit dem Kopfe sollten sie die Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft einrennen." (K. Marx.) [1]) Organisation der Arbeit, aber die proletarische Lohnarbeit ist eben die bürgerlich-industrielle Organisation; Ministerium der Arbeit, d. h. Abhilfe vom Staat verlangen ohne die Einsicht, daß die Staatsgewalt durch die Februarrevolution erst voll und ganz in die Hände der bürgerlichen Gesellschaft gekommen war und die Arbeit also von Finanz und Handel bestimmt wurde.

Anfangs hatte die Bourgeoisie nicht die Macht, die Staatsgewalt allein zu halten und das Proletariat nicht die Stärke, sie zu ergreifen. So konnte Pierre Leroux sagen: „Wir haben gegenwärtig zwei Republiken". Das Proletariat hatte die Revolution gemacht, aber es glaubte nicht, aus sich heraus seine Ideen zu verwirklichen, es verlangte die Hilfe des Staates; mit der demokratischen Republik entstand die soziale Forderung, daß die Staatsgewalt das Los der nichtbesitzenden Klassen verbessern müsse, d. h. der Ruf nach der sozialen Verwaltung. Da aber die Theoretiker des Sozialismus nicht an praktische Vorschläge gedacht hatten, weil sie vor der Revolution nichts mit dem Proletariat zu tun gehabt hatten, so wurden ad hoc Projekte entworfen. „Die Sozialisten fragen sich, wie es möglich ist, eine Republik ohne soziale Idee zu gründen", schrieb Leroux an Cabet (31. März 1848). Aber die Bourgeoisie erwartete von einer nicht demokratischen, d. h. Interessenverwaltung, eine tödliche Belastung des Kapitals, sie wollte bei der neuen Verfassung stehen bleiben, sich mit der neuen Fassade begnügen und mit neuen Draperien und Kostümen das alte Theater unter zahlreicherer Beteiligung spielen. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit bildete die Tagesfrage, und ihre Lösung sollte den Inhalt der Republik abgeben, um den die beiden Klassen kämpften. Das Kapital

[1]) „Klassenkämpfe in Frankriech 1848—1850.

verlangte Ruhe und Ordnung in der Revolution, Schutz für das Eigentum unter dem Banner der Religion und Familie, aber die Arbeit hatte den Kriegszustand erklärt und einen langen Kampf begonnen.

Da die Demokratie keinen anderen Willen als den der Majorität hat, so ist sie bloße Form, Dienerin der Interessen und darum blieb die bürgerliche Klasse bei der Demokratie stehen. Sie wußte, daß die abstrakt gleichen Personen des allgemeinen Stimmrechts von den konkret verschiedenen Persönlichkeiten der Bildung und des Besitzes geführt würden, daß durch diese Monopole Verwaltung und Rechtsprechung in ihrem Sinne verbürgt wären. „Hier zeigte sich der Charakter des Bürgerstandes, der ihn unfähig macht, einen innerlich in Bewegung begriffenen Staat zu beherrschen, jene Mittelpunktslosigkeit, jenen Mangel an lebendigem Interesse an jeder auf die Zukunft bezüglichen allgemeinen Frage, jene klägliche Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine, jenes Aufgehen aller Kräfte dieser Hauptmacht des Staatslebens in die privaten Verhältnisse." (Lorenz v. Stein.) [1]) So bedeutet Demokratie die Mechanisierung der Politik, das Schaukelspiel der Privatinteressen; an die Stelle des Berufsbeamtentums mit Scheinunabhängigkeit tritt das Berufspolitikertum mit Scheinfachkenntnissen; die Führung des Staates wird dilettantisch und inkompetent, weil der Staat nur der Ausdruck der souveränen Mehrzahl ist und damit die Atomisierung und bloße Quantitätsbestimmung des Menschen besiegelt. Da die Gleichheit nach der demokratischen Idee im Kulturellen und Politischen und nicht im Ökonomischen angenommen wird, so gilt in der Übergangsordnung, als welche die Demokratie anzusehen ist, die Mittelmäßigkeit, die Rang auf Besitz gründet.

Nur wie ein Theaterdonner erscheint nachträglich das Gewitter, das sich im Februar 1848 entlud, „Die Revolution, welche sich soeben vollzogen hat, könnte leichtlich eine bloße Mystifikation weiter sein. Sie wissen, wie wenig ich mir aus diesen politischen Ärmlichkeiten mache, die man in pompöser Weise die „unveräußerlichen Rechte des Volkes" nennt; „das allgemeine Wahlrecht", „die Herrschaft der Majoritäten", „das parlamentarische Regime" usw. Ich suche etwas Positiveres und eben deshalb, weil ich das besiegte System von gestern so gering schätze, habe ich keinen großen Glauben an das System von heute. Was mich betrifft, so ziehe ich mich zunächst in meine Einsamkeit zurück und suche mich zu orientieren." (Proudhon.) [2])

[1]) „Sozialismus und Kommunismus" im heutigen Frankreich. Anhang.
[2]) Brief an seinen Freund Maurice, 25. Februar 1848.

Johannes R. Becher:

TRIUMPH DES TODES

Viel bist du und tief geliebt,
Aber das rettet dich nicht!
Ein Joch aber wirst du noch schlagen
Über den Rücken der Teufelsanbeter,
Schmiedetest du auch um die eigene Stirn dir
Erzreif und Stachelkranz . . .
Neros Flammenpalast und die roten Hunde
Des Mithridates:
Und du fliehst —
Aber die Schergen sie rissen dich mitten heraus aus deinem Schlaf unter der Palme
Am Haarknäuel —
Und dein Haupt und deine Welt:
Sie mußten rollen über den Block.

Ein Urteil ists,
Du wehende Lilie im Abgrund.
Aber empor an der Abende sich verjüngenden Himmeln
Und herauf über die grünspanzerfressene Kuppel Roms
Reift dein Atem . . .
Olivengeruch und Staub,
Und die Pilger, sie versanken bis über die Kniee im Schlamm.
Regenbogenbrunnen aber springen jetzt aus dem Schwalbendach deiner Hütte.
O unsichtbare Hand du, die griffe sich immer wieder durch die meine hindurch
Und
Entbände mich, Dunklen Klang, aus den Saiten der Harfe . . .

O heiliges Glockentier, das nur einmal um die Stunde des Ave
Aengstlich und mit zitternden Fühlern
Durch die rauhe Schale hindurch

Sich in die Welt bewegt!
O Träumerin!
Denn deine Augen, sie fielen dir ab,
Und in Höhlen feucht erfreuen dich jetzt Blumen und Bäume..
Räusche und Trümmerwald habe ich durchforscht nach dir
Vergeblich . . . und dich nicht gefunden.
Zwölf Jahre wohl habe ich sie alle die Schluchten dieses Lands durchgangen:
Du nahtest nicht — —
Ach, wie lange, wie lange ach schlief so mir mein Herz!

Nun aber sind abgezogen die Heere der Fürsten vor meinen Toren.
Wir spielten wieder Fangball am Fluß und zählten uns zu die Marmelsteine,
Aber auf dem Platz unserer Stadt
Ward erblickt
Hager ein Mann,
Ein Kreuz in der Fahne, weiß sein Fell:
Gottes Gesandter.
Nicht lange mehr:
Und die Töchter sie strömten wieder heraus
Und es versammeln sich die Söhne.
Höher wachsen sich auf unseren Feldern die Garben.
Süßer schmeckt der Honig jedem Mund.
Blauer blaut der Tag
Und ein Krug unerschöpfbar wäre gefüllt mit duftendem Öl für die Nacht . . .

Ueber glänzenden Eisklüften
Hängt der Adler,
Ich aber,
Ich lehne an einer Wand;
Traum will mein Leben und sich bewahren als ein Geheimnis.
In der Zwiesprache aber mit dir blühte ich auf
Und in einem Schweigen, das nie, nie endet.
So mögen die Buschvölker in ihrem rasenden Tanz verzückt sich überschwenken
Oder die Priester und die Weisen, so zögen sie spurlos und voll
Andacht dahin ihres Wegs in den Wüsten des Morgenlands.
Berge krachen empor
Und Blitze zerfegen das räudige Menschengewimmel . . .
Wer, wer öffnet plötzlich sie alle, die finsteren Gelasse

Und wer hat den Befehl gegeben
Zu töten und Kreuze zu errichten und mit Menschenfackeln zu durchleuchten den Raum!?
Wer ists, der meine verborgensten Gedanken erriet!?
O, denen mein Herz gebiert jetzt Tat um Tat!
Aexte wirbeln und Messer glitzen.
Und an den Zündschnüren züngelts
Und Stapelplätze und Kornspeicher, sie brausen prasselnd hinab
Und eine Peitsche sähe ich unaufhörlich und im Bogen geschwungen hoch in einer Faust.
Und der Würger:
Er schritte mit schwerem, schleifendem Schritte langsam die gläsernen Stufen von den Sternen hernieder.
Aber meine Hand, sie vergilbte,
Während ich solches denke,
Und das Aug: es versteint,
Und meine Wange, die wachsweiche, sie durchlöchert sich . .

Denn
Fahler ward und ein Ausgezehrter der Mensch,
Da er verschüttete die himmlische Speise
Und trinken ließ vom göttlichen Trank
Die Durstenden,
Die nicht eines solchen bedurft hätten.
Denn
Ein, ein Tropfen fiel allzuviel.
Und so wurde auch verraten das Dunkel.
Und die Leuchte sie verzehrt sich selbst am Licht.

Soll ich nun Würmer fressen,
Nägel beißen,
Gierig durch den Schlund die Eingeweide mir heraufsaugen und wiederkauen.
Und meine Zunge gewöhnen an den Geschmack von faulem Holz!? . . .
Abendrot geboren zu schlürfen
Und mich zu ernähren von den Früchten des Sternbaums zur Nacht!
Nacht:
Das aber ist ein Grab und flüssige Erde
Und vom
Blut einer schwarzen Sonne.

Denn sprachgewaltig erschufest du mich und zu einem
Dröhnenden Richt-Fest:
Darum auch wehe dem Tag,
Den zu durchdonnern ich gesandt bin,
Drin meine Füße zu setzen auf die Nacken der Frevler!!
Leichen um die Mauern zu schleifen,
Mit knirschenden Zähnen sie dann erbarmungslos zermalmend
Und zerrte sie herab in den Kot
Und hinge mich an sie als ein Mühlstein.
Unermüdbar
Rast mein Gespann,
Sichelarme aber streckte hohnwinkend ich hervor links und
rechts aus den Räderachsen,
Geschliffen
Und nicht zu verscharten noch umzubiegen.
Fallen aber werde ich erst im Anblick deiner Augen und
der Zeichen, die mich wiedergrüßen:
Die sollen mich tief vernichten . . .

Die Trommeln, sie toben im Lager.
Negergeneräle . . . und die griechischen Heldenjünglinge,
Sie tanzen den Siegestanz um das hölzerne Pferd
In der Mitte Trojas.
Und schlangengegürtet erscheint die Amazone,
Die Männerbändigerin,
Auf silbernem Bergkamm.
Aetzende Flecken und Narben zeigen sich auf den Stirnen
der aussätzigen Krieger.
Hörner bohren sich hervor aus der Haut.
Büffel und Bär habe ich erwählt mir zum Kampfgenoß.
Verbergt die Zelte!
Aber ich,
Ich schlüge mich mit hinunter mit dem Geröll in die Tiefe.
Wird auch dereinst mein Name wohl ruhmvoll und hoch
ausgerufen sein auf einer Höhe:
Schuldig dennoch muß ich euch bleiben die Antwort.
Blutige Sagen lassen raunen über mich.
Langsam aber und wie ein Berg werde ich abgetragen.
Auftaucht wohl oft noch manchmal mein Gesicht
Aus dem Dunkel
Auf eine Sekunde
Und erlischt . . .
Als Opfer wurde ich nicht angenommen.

Mein Ende ist mir versagt.
Für wie lange, ihr Götter, muß ich noch mein Blut aufsparen!?
Ach,
Wie soll ich mich enden!?
Oft wohl werde ich noch umgeboren.
Sammle mich immer wieder
Und schleppte Waffen hervor aus einem Versteck.
Und stoße ein Schwert . . .
So will es mein Schicksal.

Wann aber,
Daß die Vögel sich runden über mir zum Mahl!?
Wenn
Du
Mir aus blutenden Händen die Lanze geraubt,
Die Locke mir abscherst
Und mit deiner Musik den verderblichen Geist in den Schultern mir bannst,
Den Säulenstürzenden.

Und du nähmest es auf dich und
Schüttetest in dich
Den Pfeiltrank aus dem Kelch meines Köchers.
O, das wäre schon eine Sühne
Und meine Schuld sie würde getilgt.
Abströmte aus meinen Poren meiner Unrast gefährliches Gift,
Und froh flöge ich wieder dahin ohne das Senkblei der Schwermut.
Sanft glitte der Nachen
Und eine Roseninsel mitten im See.
Tempel und Pfahlbauten. Und uralte Völker hausen dort noch in den Orten.
Großbraun aber
Und ohne einen
Augenaufschlag
Hocken Mädchen auf einem Steg,
Die Füße im Wasser . . .

Schweigen — und Dein Stern mein Geleit.
Und ich folgte dir willig
In die
Ruhe der Welt.

APOTHEOSE

Kymrischer Dolch,
Ein syrisches Schwert
Und mit einem Mantel aus Nebelhaut —
Du Lichtblume meiner Trauer
Und sanfter Wunderbrunnen du für meine Verstocktheit . . .
Zum Ypsilon aber wardst du mir gesetzt
Und zu einem magischen Gold-Feld
Steil
Ueber dem Trümmerball meiner verruchten Buchstaben.
Denn
Groß sind und furchtbar und unerbittlich deine Götter,
Die Zeiten-Tilgenden.
Darum soll auch jetzt wieder dreimal ein Horn blasen:
Und die Wagenlenker
Sie mußten stürzen
Kurz vor der ungebrochenen Säule aus Elfenbein
Mit ihren Gespannen
Rasend
Gestoßen
Mitten in den Rachen der Nacht.

Aber deine Finger sie ziehen zu Saiten das Gras.
O du:
Die am tiefsten Besungene unter ihnen allen den regenbogengegürteten Fürstinnen des Morgenlandes.
Südlich bist du und rotbrau,
Von den Düften Arabiens gesalbt
Und mit schwarz glänzendem Oelhaar.

Blind auf einem silbernen Glas-Seil durchtaumele ich rote Brandluft des Abends über dem Abgrund.
Denn o vor soviel Glanz sollte ich behüten das Aug.
Blitzbäche stäuben herunter
Und von unten verschließt mich das Siegel des Monds.
Mit Sternkristallen bedrohte mich auch am Tag noch
Hoch vom Himmel
Die Saat deiner Tränen.
Einen Menschen aber sah ich Traum,

Der blau sich schrie:
Du aber du warfest dich ihm zu
Und senktest dich mild herab bis auf seinen unerforschlichen Grund:
Ein weißer Anker.

Vom Sieg aber bei Salamis ist deine Stirn umkränzt.
Dann wieder hießest du
Mirjam
Und hingest
Eingeprägt dem Altarbild
In der Klosterkirche Beurons.
Dort flötetest du süß vor der veilchenfarbenen Nacht des Untergangs
Und deine Hände
Sie umzwitschern so innig meine Gurgel.

. . . aber was ihr wohl alle auch gleich mir einmal noch aussprechen möchtet:
Sie ist eine Griechische Jüdin
Und eine Tanzende
Und sie thront
Hoch über Byzanz
In einem Palast aus Schnee.

Ernst Barlach:

AUS SEESPECKS WEDELER TAGEN

Einer unvollendeten Arbeit entnommen

Den Weihnachtsabend verlebte Seespeck bei dem alten Pessim. Dieser hatte einen Sohn, der ein wildes Genie sein mußte, und im Laufe der Zeit auf schlimme Wege gekommen schien. Es hieß, er säße im Gefängnis, aber da der Alte nicht davon sprach, so stellte Seespeck keine Fragen danach, vergönnte sich aber doch, da er den Alten bisweilen über Briefen fand, die er für solche seines Sohnes hielt, gegen Eme und Ador davon wie von geheimnisvollen literarischen Wertstücken groß zu tun, die einmal den Ruhm Wedels begründen würden. Hier in diesen Papieren, deutete er an, und schien dabei fahrlässig die Erwartungen Wedels von ihrer beiden Anstalten zu seiner Größe als unwichtig auszuschalten, müsse man den Hebel sehen, der das Städtchen hochheben würde, wozu allem sie die Augenbrauen aufzogen und auf geistreiche Art Stroh zu kauen begannen. Nun, an diesem Abend beim alten Pessim dachte Seespeck bisweilen, wenn er den Glanz der Lampe auf seinem Schädel sah, daß darin wie in einem Tonnengewölbe ein Geist wie ein Däumling klein, nackt und einsam hocke und lausche auf das Getöse, das von draußen mit Klopfen und Rauschen durch die Wand dröhne. Es gab hier keinen Lichterbaum und keine Bescherung, nur heißes Getränk, und während sich der Alte den ersten Teil des Abends vorgenommen zu haben schien, das angestrengte Lauschen des Däumlings in seinem Schädel nicht zu stören, fiel er am zweiten

Teil mit dem Nachdruck einer seewärts gehenden Ebbe in seine eigentümliche Gewohnheit des „Einkochens“ und ergoß seine langgestauten Ergründungen, manchmal in Wirbeln, manchmal in Stürzen, meistens aber in gleitender Gelassenheit, immer ergiebig im schweren Fließen. Er nannte es „einkochen“ weil er seinen Gegenstand dabei zur Brühe werden ließ, die man löffelweise schmecken konnte. Von Eme und Ador sagte er, sie kämen ihm vor wie zwei umgekehrte swedenborgsche Geister. Anstatt wie diese, die man nur von vorne betrachten dürfe, gewissermaßen nur Fronten zu haben, hätten sie nur Hinterseiten. Wie man sie auch zu sehen bekäme, sie kreisten immer umeinander und einer borge immer den andern um etwas Licht und Leben an, da keiner von Beiden dergleichen besäße, jeder aber immer auf den Vorrat des andern Bezug nähme, so müsse es eben bei einem ewigen Rückenweisen bleiben.

Aber meistens blieben seine Vergleiche im Bürgerlichen und waren nicht eigentlich sarkastisch. Er entwarf ein Bild der Leute von innen heraus und schälte ihnen gutmütig wie Pellkartoffeln das Äußere ab, zerschnitt sie und demonstrierte ihr Verhalten während des Verdampfens. Er war ein Rechenmeister und korrigierte die falsch gesetzten Gleichungen und lebte dann wie ein Hellseher in einer erfüllten Zeit und betrachtete seinen Gegenstand wie mit Zirkelaugen zugleich von Anfang und Ende. Er war der Ansicht, daß die meisten Menschen gar nicht auf zwei Beinen gingen, sondern auf vieren, nämlich mit Hilfe unsichtbarer Krücken. Die Dinge lägen eben doch nicht alle so klar am Tage wie das Gesetzbuch, das von sich aus beißen möge wie es ihm zukomme, ausbelle. Man dürfe, wo einmal jemand die Stützen abhanden gekommen, den Strauchelnden nicht gleich berufen. Er denkt an seinen Sohn, merkte Seespeck bei sich an.

Nun wollen wir einmal zusehen, fuhr der alte Pessim fort, wo die Menschen ihren Schwerpunkt haben, und da

ist gleich zu erkennen, daß niemand im Gleichgewicht ist und überhaupt ein allgemeiner Schwindel besteht. Die meisten recken krampfhaft den Kopf hoch und halten sich mit Mühe grade. Sie sind schlechter daran als lahme Bettler an den Straßenecken, weil ihr Gebein für den allgemeinen Eilmarsch überhaupt nicht eingerichtet ist. Ich kenne einen in der Nachbarschaft, der mir vorgestern sagte, sein schönstes wäre es, manchmal die Augen zuzumachen und das ekelhafte Denken sein zu lassen. Schlafen wäre überhaupt das einzige, was er wirklich lieb hätte. Und der Mensch hat eine große Familie und ist gut gestellt. Er ist vielfaches Vereinsmitglied, hat Ehrenämter und ist durchaus ein Elefant von Mensch. Was er treibt und vor sich bringt hat gar nichts mehr mit ihm selbst zu tun. Heute ist da große Bescherung und er freut sich vielleicht auch, daß die andern sich freuen, aber was der arme Kerl eigentlich möchte ist etwas ganz anderes, und er weiß selbst nicht was es ist. Er steht draußen und ist doch das Fundament eines großen Geweses; ist das ein vernünftiges Gleichgewicht? Nur weiter! Was hat der Bürgermeister nicht für Verdienste, jeder sagt es und es wird auch wohl so sein. Er ist magenkrank, darf sich aber nicht schonen und muß schon wegen seiner Tochter überall mitmachen. Glauben Sie, daß seine Frau und Tochter es nicht wissen? Bewahre, Dr. Bester hat es ihnen unverblümt gesagt. Er ekelt sich vor jedem Diner, aber — Friedchen muß doch flirten! Liebt sie ihn denn nicht? O, doch! Er ist ja ein so guter Pappi! Heute, glaube ich, hat er Eme und Ador zur Bescherung einladen müssen, und die Frauen sorgen dafür, daß das Haus in Glanz und Flor steht. Er freut sich vielleicht darauf, daß er es, ohne zu mucksen noch einmal durchsetzt, und er steht auch schon draußen und möchte am liebsten die Augen zumachen. Diese Leute leben alle in abgedeckten Häusern. Er ist eine Vogelscheuche von Mensch und

läßt sich von seiner Tochter abrichten, wie ein Baas dazustehen.

Das sind olle Kamellen, antwortete Seespeck. So, fragte der Alte, ist das eine Entschuldigung, was wollen Sie damit erklären? Ach was — Erklärungen — Entschuldigungen — ich danke, sagte Seespeck, der an unermeßliche Weltanschauungsgespräche von früher zurückdachte — kochen Sie ruhig weiter.

Also gut, antwortete der Alte und strich über seinen Schädel, als wollte er die Rebhühner seiner Gedanken zwischen den Stoppelfeldern aufscheuchen — also gut! Dann ballte er die Faust auf dem Tisch und machte die Augen zu. Es ist ja einerlei, meinte er dann, indem er zum Aufstehen anrückte und die jetzt weitgeöffneten Augen auf Seespeck richtete — wollen Sie ein paar Briefe von ihm lesen? „Ihm" sagte er in der verhaltenen Erwartung des Einverständnisses, mit der etwa die Jünger vom toten Jesus gesprochen haben mögen; er meinte seinen Sohn, und da Seespeck zustimmte, so holte er sein Kästlein und teilte ihm wie aus einem Fruchtkorbe eine Portion daraus zu.

Seespeck las: Lieber Vater, sei so gut und sterbe nicht; mir träumte heute Nacht, du wärest tot, und da kam es mir so vor, als müßte ich verrückt werden. Denke dreist von mir: er ist einer der bravsten, und bleibe gesund und gräm' Dich nicht. Erstens verdienst du es nicht und dann bin ich ja ein verlorener Sohn und muß wissen: es gibt einen Vater, der vergibt und am Ende doch mal ein Kalb schlachtet, ein Fest anstellt im Geiste und seine Liebe über mich breitet wie einen wollenen Schlafrock, um meine Blöße zu entschuldigen. Das ist mein liebster Gedanke: der Alte ist wie ein kluger Hund und hat die Nase für das Echte, und das Echte ist bei mir so gut von Gottes Gnaden und so unverfälscht wie bei ihm selbst — — und weiter: Lieber Gott, mach' mich nicht frömmer als ich bin, ich fürchte nicht wenig, es ist schon

zuviel des Guten in mir. Warum? Die Frommen müssen ja faul werden, ihnen gehts ja gut, sie sind ja in ewiger Sicherheit, was kann ihnen passieren. Aber wir andern, wir Sünder, wir merken, was es heißt: auf der Welt sein, an uns hängen Gewichte und zerren und überdehnen uns — sehnen, sehnen tun wir uns, wir sind gespannt bis zum Reißen. Habe ich nicht schon oft gesagt: wie glücklich bin ich, so unglücklich zu sein? Die Frommen merken gar nicht, was in der Welt eigentlich die Welt ausmacht, die armen Frommen! Sollte ein gutes Gewissen wirklich ein sanftes Ruhekissen sein? Meinetwegen, aber ein schlechtes Gewissen schläfert nicht ein, mit einem schlechten Gewissen fangen wir an, Hellhörer und Hellseher zu werden, wir Mäuslein in der Falle hören Farben und sehen Töne, wir Armensünder — wenn in unsere Zelle halb vier Uhr die Sonne durch den Baum im Hofe scheint und die Sonnenkringel hin und her schwingen, glauben leicht: so sieht unsere Seele aus, so ein Lichtschattengemisch ist's in uns. Wenn dann die Sonne verdunstet und der Schatten bleibt, bleibt bis zum nächsten halb vier, dann wissen wir doch, wir sind nur Hälften und unser anderes sitzt nicht mit im Loch. — Und weiter: Lieber Onkel Vater, da hast Du einen Brief: vier weiße Seiten, mach Dir selbst einen drauf, wie du ihn möchtest, es ist alles recht, Du weißt es doch besser als ich, was Dir Freude macht — und etwas anderes wollte ich ja nicht. (Am Ende der letzten Seite): Dein alter Junge. Und weiter: Lieber Vater, Du bist nun heute auf den Punkt 73 Jahre alt, ein schönes Alter! Und von diesen 73 habe ich Dir 20 gründlich versalzen und wundere mich selbst und denke, Du wunderst Dich auch darüber, wo ich noch immer den Mut hernehme, an Dich zu schreiben. Aber, lieber Onkel, wenn man so seinen Kummer lieb haben kann, wie ich zuweilen meinen, wie mußt Du Deinen Sohn lieb haben! Denke Dir, ich in meinem Loch, weiß Gott, ich wollte, ich hätte auch so

einen Sohn. Denn das ist nun mal einerlei, was man durch seine Söhne lernen kann, muß phänomenal sein. Und wenn wir nun noch weiter gehen: was Gottvater alles von seinen lieben Menschenkindern erfährt, muß ihn ja aufblähen! Übrigens, denke nicht, Vater, ich maulte mit meinem Geschick, das wäre wohl so ziemlich das Unziemlichste für Brüder, wie mich. Der Berthold schrieb mir neulich einen sehr netten Brief, ich sollte nicht glauben, daß ich von ihm vergessen wäre, aber freilich, wäre es eben nur eine an einen unvergeßlichen Freund leben gebliebene Erinnerung, die er immer wert halten würde. Mit andern Worten: er stranguliert mich und legt mich in seinem Gedächtnis in Sauer. Wehe mir, wollte ich ihm dereinst eine Dankvisite abstatten; er würde anfangen und schreien: es spukt, es spukt!

So las er weiter, bis es dem Alten genug schien und er die Zeremonie mit dem Kästchen, diesmal in umgekehrter Ordnung der Handlungen wiederholte. Auch dies, wie er alles tat, mit der nachdrücklichen Umständlichkeit selbst in den Nebendingen, die allem seinem Vornehmen Wichtigkeit und Würde gab. Dann ließ er für den Rest des Abends den alten Dr. Seespeck zu Worte kommen, der in ungefähr den jetzigen Jahren Seespecks als Vorläufer Dr. Besters in Wedel eine Praxis begonnen hatte. Er hätte im Äußeren diesem Sohne geglichen, übrigens sei er ein forscher und tüchtiger Mann gewesen, gut zu Pferde und unermüdlich zu Fuß. Den Schluck haben Sie auch von ihm, fügte er hinzu, er vertrug nur etwas mehr als Sie — kurz, er machte sich kein Gewissen daraus, am Weihnachtsabend merken zu lassen, wie verwunderlich und außer aller hergebrachten Art ihm dieses noch jungen Menschen Treiben erschien. Freilich ohne daß Seespeck ihm zum Dank etwas Näheres oder sonst Erklärendes über seine Absichten hätte sagen können. Er nahm die unschmeichelhaften Vergleiche mit seinem Vater hin, indem er an den jungen Pessim dachte. So

meinte er, da ja andere Söhne auch aus der Art schlagen, warum soll ich mich besonders schämen. Wenn ich nicht im Gefängnis bin, so komme ich vielleicht noch hinein, und wenn mein Vater lebte, so würde ich ihm auch Briefe schreiben, die er dann in einem Kasten sammeln könnte. Als er gegangen war und vor der Tür einen Augenblick innehielt, dachte er: ich stehe nach der Bürgerregel ebensogut und entschiedener „draußen" als der Bürgermeister und doch möchte ich meine Augen nicht zumachen. Ich stehe eigentlich vielleicht sogar recht „inmitten" — und das ist die Bescherung für mich, es zu wissen.

Als er aber dann die Straße hinaufschlenderte an den hellen Fenstern vorbei, die alle irgendeine Bescherung hinter sich bargen, wie ein melancholisches Bewußtsein von einem vorüberhuschenden Glück, da wollte ihm doch das Gefühl, inmitten zu sein, nicht recht glücken. Ein Vers fiel ihm ein, den er einmal geschrieben: mit Tausenden im gleichen Tritte, doch ohne Mund- und Händegruß, der Erdensehnsucht recht inmitte — — — weiter wußte er es nicht. Am Markte rechter Hand an der Ecke stand sein Vaterhaus, ein stattliches Gebäude, auch geweiht von diesen hellen Fenstern, und ihm gegenüber als anderes Eckhaus dieser Spuk von Kobabes Laden. Kobabe selbst stand davor, die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt und die Zigarre aus dem Munde hängen lassend. Nun muß zugestanden werden, daß Seespeck mit Meta wohl keine verbotenen Mund- und Handgrüße getauscht hatte, daß zwischen ihnen aber doch im Verlaufe der Monate unbemerkt, wie das so kommt, bei seinen Besuchen im Laden oder bei Begegnungen auf der Straße eine Gewohnheit gewachsen war, die von beiden als angenehm empfunden und weder von ihm noch von ihr vermieden wurde. Was für Geschäfte Meta an seinen Fenstern vorüber führten, wußte Seespeck nicht, aber da er sonst kein besseres hatte, so machte er sich,

wenn er zuhause war, ein Geschäft daraus, ihr nachzusehen. Daß das Backwerk und Obst des Kobabeschen Ladens nichts taugte, war stadtbekannt, aber Seespeck besorgte seinen Bedarf dennoch hier — wie er bei sich annahm, aus Erkenntlichkeit. Dann traf er Meta oder die Mutter und in beiden Fällen wurden einige muntere Worte gewechselt und eigentlich, fand Seespeck, war es mit der Mutter am nettesten. Aber wenn die Mutter gescheit war, so vermißte er an Meta die Gescheitheit nicht einmal und ließ das Spiel ihrer Bewegungen wie einen Klingklang für die Augen vor sich abschnurren. Es lockte ihn heute gar nicht, mit Vater Kobabe zu sprechen und er wollte kurzab in seine Kuhstraße biegen, als er sich angerufen sah. Sie begegneten sich halbwegs. Ob er den Melkknecht Lorenz von Utermöhls nicht gesehen hätte, fragte Kobabe. Dieser Anfang mißfiel Seespeck im höchsten Maße. Den Melkknecht? Den kannte er gar nicht, hatte ihn also auch nicht gesehen, dann wünschte er fröhliches Fest und eilte nach Hause. Er ging spornstreichs zu Bett, immer den Melkknecht wie einen falschen vierten Reim seines Verses im Kopfe. Er stellte sich dabei einen grinsenden Flegel vor, der sein eigenes melancholisches und zauderndes Dichten und Trachten mit einer Stallpfeife überstänkerte. Sollte Meta etwas mit dem Melkknecht zu tun haben? Er drehte sich wütend um und wieder um und stand schließlich auf und ging im kalten Zimmer auf und nieder.

Nein, er fühlte sich wirklich nicht „inmitten". Es frug ja niemand, was er mit der Meta vorhatte, also brauchte er keine Antwort darauf zu geben, hatte auch selbst gar nicht darüber nachgedacht. Allmählich verlor sich seine Wallung, es ließ sich in Gesellschaft seines stumm hin und herwandernden Schattens doch recht angenehm leben, der biß nicht mit Fragen auf ihn ein und schien in seinem herrlichen Schwanken zwischen Riesigkeit und Menschenkleinheit, in seinem Gleiten längs der Wand,

im Auf- und Abdunkeln beim Schwellen und Schwinden ein zwillingsbrüderlicher Schutzpatron zu sein, ein gutherziger Mephisto, den man nur rufen durfte, daß er seine Schwarzkünste hergab. Ich bin ein Zauberlehrling, phantasierte Seespeck, ich soll einmal lernen wie er im geheimnisvollen Dasein wirklich zu sein: bist Du meine Erfüllung, wie bist Du also? Weißt Du, was ich ahne? Du verbreitest Dich über alles, lässest Dich von Wand und Decke und jeglichem Möbel verzerren, lässest jede Farbe durchscheinen, alles ist in Dir und macht Dich neu und anders und dennoch bist du immer derselbe, unveränderlich in Dir selbst, ob Du auf der Diele liegst, gegen die Wand dringst, auf den Boden steigst, groß oder klein, bist Du derselbe, nur Dein Ursprung ist in mir. Getrost, Seespeck, mit Deiner Ziel- und Zwecklosigkeit wird es auch beschaffen sein wie mit seiner, Du wirst sein wie ein Schatten, mächtig und zart, alldurchdrungen, allempfangend wie der, mit dem du verbunden bist. Und er fühlte sich inmitten der Weihnachtsnacht doch nicht mehr „draußen".

Ob Meta sich an diesem Abend auch mit einem Schatten unterhalten hat, weiß man nicht.

Die Weihnachtsfesttage und einen Teil der Winterdämmerung verbrachte er in der Zurückgezogenheit des Murmeltiers, Tag und Nacht wie ein paar gute Pflegemütter um sich raunen lassend, die Morgengewohnheiten oft dem Abend zuschiebend, die des Abends dem Morgen überlassend, wie ein Kind bei der einen Tante Schutz vor der andern sucht, je nachdem die eine oder die andere gerade die freundlichere ist. Die Nachmittage des Festes saß er im „Jenseits" und fühlte sich im Gedränge der Kaffeeschlacht, mitten im Gewühl der sonntäglichen Allerweltsmenschlichkeit zugleich gerettet und verloren. Ohne Freunde erlaubte er seinen Augen im Versteck der Einsamkeit Freundschaft mit aller Dinglichkeit, mit jeder Farbe und Form, und das Licht der

Welt wurde eigentlich erst in diesen trübhellen Wintertagen zum Bruder seiner Seele. Wenn es durch beschlagene Fenster drang, im Lärm der Gaststube rauchig-stille Welten spann, auf sprechende Lippen seine Silberstücke legte, als wollte es das Wort schwerwertig und vollgültig machen, sich auf der Tischplatte mit ihren Gläsern und Tassen in Vielfarbigkeit schichtete, dann war der stummblickende Seespeck dankbar und still. Wiesche und die schöne Anna holten und gaben Blicke durch das Geschmor von Dämmer und Geschäftslärm darein, und Seespeck dachte dabei nur dies eine: Gott sei Dank, sie sind schön und fromm. Vielleicht dachte er auch: Gott erhalte sie mir so fromm und schön.

Kasimir Edschmid:

SÄRÖ

(Schluß)

Ich wohne Barsebäckby. Es liegt eine halbe Stunde im Land. Eine halbe Stunde vom Hafen Barsebäckham und dem Bad Barsebäcksaltsjöbaden. Ich wohne bei Jöns Holgerson. Ich bin allein, habe vierzehn Tage Zeit noch in Schweden. Ich weiß nicht, warum ich mich hier verkrieche, nachdem mein größter Coup gelungen ist. Ich trete oft vor den Spiegel, da steigt etwas aus meinem Auge aus der Tiefe und ich kann es kaum zurückwerfen, so tief und reif ist es. Ich fürchte mich vor mir. Nun, wo ich nichts will, nichts tue, nichts unternehme, ist wundervolle und ahnungshafte Flaute in mir. Ich weiß nicht, wann Ebbe kommt, wann Flut steigt. Ich sehe den Mond, die Sterne; die Sonne ist immer über mir.

Nachts kommt Jöns Holgerson, seine Frau ist krank. Ich ziehe ihre Ölhosen an, er hupft auf einem Bein vor Vergnügen und schlägt die Faust auf die flache Hand. Wir fahren in der Dunkelheit hinaus, überall paddeln die Ruder. In der Dämmerung ist Jöns verstört, ich bemühe mich, ihn zu trösten wegen der Frau, allein er grübelt nicht um die Krankheit, sondern nur um den Grund. Jöns ist viel gefahren auf Kuttern, er hat nachgedacht über die Wurzeln der Ereignisse. In Indien ist rote Ruhr nur zu bekommen von Obst, in Holland, bei wochenlangem Nichtregnen, von Pflaumen, in Ungarn vom Liegen auf freiem Feld nachts. Er weiß dies alles

und findet keine Veranlassung; sein Wissen bürdet ihn schwer, er schüttelt den Kopf. Wir ziehen alle aus allen Kräften hoch, stemmen uns nach rückwärts und winden die Garne auf.

Nun ist die Bucht eine Silberlawine von Heringen, die in den Netzen schlagen. Der stille abseitige Strand wird plötzlich in Licht getaucht, ein Horn tutet dreimal leis herüber. Zelte von Käufern werden aufgeschlagen, die Stille wird verknüppelt mit Radau und Gefeilsch, heulenden Kindern, dem Trott der mit Fischen abziehenden Wagen.

Am fünften Tage kommt von Barsebäcksaltsjöbaden der Bote herauf mit meiner Post. Ich gehe unter der Sonnenuhr hin, der der Blitz in der Nacht die Zahlen 3–5 ausgeschlagen, in das saftige fette Riedgras. Der Gesandte schreibt, daß der Kurier gedrahtet, Ludendorff habe gelacht, der Balkan sei von ihm schon eingeschüchtert. Gut. Dies war umsonst. Berührt es mich noch? Es ist schemenhaft vorbei, ich fasse es gar nicht mehr. Die Jagd der letzten Wochen ist abgefallen von mir. Ich weiß, auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Ein anderer Weg ohne Diplomatie, Überzeugungskünste, ein anderer furchtbarer Weg wird es sein, wir werden ihn gehen, auch ich werde ihn gehen, wer kann uns helfen aus dieser Not, wir müssen uns finden, es ist nicht anders, die Welt kracht in Tragik und wir sind dumm und klein. Gunnaris und Vehkamäki sind nach Finnland gefahren, schlagen nach Karelen via Moskau sich durch. In Finnland ist keine Hoffnung auf Freiheit mehr, seit und solang in Potsdam ein preußischer Prinz auf die singenden Vokale dieses Landes gedrillt wird. Almqvist ist mit den beiden verschwunden. Ich zweifelte nicht daran nach dem Tag von Marstrand, sein eines Leben löste sich mit einer arithmetischen Präzision von dem andern, in einer sehr schmerzhaften harten Sekunde aber mit einem Aufflug ohne Gleichen in dem Schmerz. Ich gehe nun auf und ab am Strand, ich gehe auf und ab

und lese, daß man mich nicht ausweist, daß man mir aber ein Agrément verweigern wird in Zukunft, Schweden wird nicht mehr wünschen, daß ich einreise. Das ist der Schluß.

Ich lächle, ich werfe den Fischen Krabben zu und sehe aufs Meer. Das alles schlägt mich nicht, das macht mich nur fester.

Eine Nacht segle ich mit Axel Ahlmann, dem Dichter, der von Lund herübergekommen ist. Er fährt dann weiter nach Christiania durch die Schären. Ich winke ihm nach. Er ist ein strammer Bursche, angenehm und zuverlässig, ein guter Segler. Ich sehe ihm nach ohne Bedauern. Von Schloß Borgeby kommt einen Tag Ernst Cederström hinter Bjerred her, wir singen mit den Mücken, liegen im Sand, trinken den ganzen Tag Meth, Kallskol, Punsch. Er fährt acht Tage vor mir nach Deutschland, „fahren Sie wohl", sage ich und drehe mich in die Bläue, ich drehe mich tief in die Bläue und vergesse zu singen, er stößt mir in die Rippen. Ich sehe ihn genau an, er hat einen langen Bart und eine Glatze und den Atem und die leuchtende Freudigkeit eines Gottes.

Sonst bin ich einsam. Ich gehe im Badetrikot immer der schlängelnden Welle nach. Den ganzen Morgen gehe ich am Meer, ich sehe es nicht groß, nicht stürmisch, ich liebe es nur. Gehe ich tief in die Ebbe, komme ich manchmal nahe bis an das dunkle Dampfersignal. Ich starre auf den Grund, da hat das Meer sich Steine zurechtgeschliffen. Fasangold gespritzt auf Schwarz, rosa Klammern auf Dunkelblau, Basalt mit einem weißen ovalen Ring, purpurviolett schraffiert, gekörnt, Taubengrau mit himmlischer Spiegelung, Ocker und Safran mit Ziegelrot, Feuerstein, Schnee und Flamme, Hechtblau mit hellen Bändern. Alle sind rund, gehen in die Hand, am liebsten hat das Meer sie sich wie die Muscheln gemacht, oval und handgroß. Nehme ich sie heraus, erlöschen sie. Ich lerne sehr bald, sie nicht zu berühren. Ich schaue

sie nur durch das Wasser an, das mir manchmal fast bis zur Brust geht. Unter den Knien ist ein fabelhaftes Geglänz. Ich sehe hinein und bin zufrieden. Es wird Mittag manchmal, manchmal Abend. Wie liebe ich die Steine, wie beschäftige ich mich lange und heftig mit ihnen. Oft kommt mit braunem Segel die Schifferbarke abends zurück, während ich noch schaue; ich wandere immer weiter, der Leuchtturm funkt, dahinter fällt die Dämmerung herunter, es verliert sich jeder Umriß, man kann nicht einmal rufen, so allein ist es.

Der einzige Kirschfink der Gegend wohnt in unserem Garten. Cuno Adelkranz legt Dämme an mit kleinen Weiden, setzt dann Berberitzen, Schlehen und Brombeer. Ich schaue lange zu, er führt den Spaten lässig und fest, seine Hand ist weniger braun wie die meine. Die Bläue über dem Meer steigt immer höher und süßer. Ich fange an zu blasen; ich habe ein kleines Horn, das an beiden Enden geblasen wird, es ist der Kuckucksruf. Auf einer Erle hinter Barsebäckham ist ein Storchnest, ich schleiche mich später langsam an, vom Meer am besten her, da glänzt der Baum wie ein Signal, wenn die Blätter sich drehen von der Brise und die zinnweißen Unterseiten wirbeln. Die Störchin sieht großmütig zu, wenn eine Wolke Sperlinge aus dem unteren Nestteil auffliegt, mir wirft sie Überreste herunter und schnattert bösartig, sie liebt mich nicht. Ich fahre langsam wieder hinaus.

Jöns Holgerson erzählt, hier habe einer seiner Vorfahren einen fetten Abt vom Bauch erlöst, indem er ihn in Ketten legen und das Faultier mit Hammer und Esse arbeiten ließ. Es ist sehr lang, dieser Erzählung zu folgen, sie hatten einen Vertrag gemacht und es war unmöglich diesen Holgerson zu strafen; aber sie straften ihn doch und das ergrimmt Holgerson, der es erzählt. Am Abend ist Getös, weil Marye Gyllenkrok die Kühe dreimal gemolken hat, wie sie soll, aber die Schafe zweimal, statt einmal. Adelkranz hat Tabak im Mund und spuckt aus

Zorn, sie schleicht an den Mauern herum und brummt vor Wut. Als er außer Sichtweite ist, hebt sie die Arme: „Sakramentskade fan". Sofort sinkt sie wieder zusammen, hört auf zu fluchen, steckt die Hand in den Mund vor Schreck. Adelkranz steht im Fenster, hört nicht auf zu donnern, wirft einen Blumenstock herüber: „Jädrans . . . karibel . . . . . förbannade djärne . . . ." Sie hebt die Röcke hoch über die Schenkel und läuft an den Strand. Sie ist bald verschwunden, wir nicken einander zu, Adelkranz und ich, wir rauchen beide, ich öffne ihm meine Zigarettentasche, er nimmt, ich zünde an. Wir wechseln kein Wort.

Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben einsam. Zum ersten Mal habe ich Zeit, ich weiß nun, was Ruhe ist, mein Schuh, mein Hemd, wir haben es nie gewußt. Ich sehe, ich staune, welches Wunder kommt aus jeder Ritze, jedem Tang, jedem Fleck. Um mich blaue Maßliebchen, wilde Petersilien und Sternkraut und das Riedgras. Ich sehe immer auf das Meer, nur selten schaue ich zur Seite, da entdecke ich neue Sachen, ich entdecke neue Sachen, ganz rund, ganz erfüllte Sachen, ich erblicke sie nicht nur, ich erlebe sie mit ihrem ganzen unbedingten Sein. Ich sehe auf das Meer und denke an meinen Bruder. An diesem Tage verstehe ich meinen Bruder, ich habe ihn früher nie gekannt, ich begreife meinen Bruder, es fehlt kein kleines Stück an meinem Verständnis, ich begreife nun auch, warum er, obwohl die Gefahr bei Seite gelegt mit dem Wechsel, obwohl er mit Anstand und freier Brustschwenkung leben konnte, warum er abbog, warum er bei Seite geht und immer sein Gesicht von den Menschen wendet und es gegen sie verhüllt. Wie liebe, wie kenne ich seine Einsamkeit. Ich schaue auf das Meer, ich denke an meinen Bruder, ich kenne ihn so genau, ich liebe ihn so deutlich, es ist kein Unterschied mehr, ich erlebe sein Leben. Ich gehe trottelnd den Tippelmarsch der internationalen Kunden, ausgesengt

von Sonne auf der Bahnspur zwischen Kalifornien und Texas, Boston und Florida, ich sehe nichts als Steppe um mich, sie hebt sich mit jedem Tag, ich gehe auch in der Nacht. Ich gehe vierzehn Tage, ich erblicke nichts wie Kaninchen, es ist nicht leicht, sich zu nähren, obwohl das Fleisch sehr billig; allein die Cents, allein die Centavos sind selten, ich will sie nicht verdienen, aber ich muß es manchmal; so habe ich nicht viele und ich habe sie nicht immer. Da sehe ich am vierzehnten Tag durch die Steppe auf dem Bahndamm einen entgegenkommen, er ruft schon von ferne, er ist wie ich gewandert von der anderen Seite, er freut sich, einen Menschen zu sehen, er hat einen Papyrus im Mund und schreit: „Hast du ein Streichholz, Jak?" Ich gehe wortlos an ihm vorüber, ich sehe ihn nicht an, ich weiß nicht, ob er ein Gringo, ob ein Eingeborner, ich weiß nichts von ihm, er ist schon vergessen, ich sehe nur die Schienen, die sich blutig in den Horizont schneiden. Ich stehe auf, setzt sich aus dem Dunkel heraus an mein Campfeuer einer, fängt an, sein Fleisch an meinem Feuer zu braten, ich gehe weiter unter der Nacht; ich suche mir Mist, ich suche Büffelmist und mache mir ein neues Feuer. Ich wickle mich fest in die Lingera, ich gehe, da der Wind stark und rauh, und mich ein Husten gefaßt hat, daß ich nachts wenig Atem habe, ich gehe in die Lingera gewickelt, nach den warmen Savannen des Gran Chaco, ich treffe viele meiner Sorte, ich treffe auf den wochenlang gewälzten grauen Steppen Strizzis und Kunden und Rowdys und Schiffsköche und Vagabunden und Abenteurer und jeder fragt, wenn wir aufeinander zuschlendern und einen Augenblick stehen bleiben zwischen den Schienen, jeder fragt: „Y tu compagnero?" Aber ich habe keinen Gefährten: „No tengo." Sie starren mich an: „Verrückt." Ich gehe weiter, immer eine Nacht, darin Schicksal, Frau und Himmel, ich weiß es gar nicht. Ich liebe es so — — — Wie liebe ich meinen Bruder, ich sehe auf das Meer,

wie kenne ich ihn jetzt, keine Falte seiner Seele, die mir fremd ist. Träfe ich ihn wieder, ich könnte ihm alles sagen von ihm.

Wenn das Meer steigt, bringt es mir alles.

Fällt es, bekomme ich Distanz zu meinem Leben. Ich übersehe.

Das Gras ist fett und milchig, es riecht nach Sand und Torf und Wasser und den Kräutern. Ich lerne die purpurne Steinhummel anlocken, spiele mit Eidechsen und Grillen. Wenn die kleinen Zangenkäfer die Schnecken angreifen, laure ich stundenlang. Ich sehe den Schaum, hinter dem die Klebrige sich durch Rundung und Rundung in die letzte Spirale ihres Hauses zurückzieht, die wütende Attacke des Millimeterwolfs, der ihr nicht folgen kann. Ich sehe ihn die Zangen einbeißen in den Kalk des Gehäuses, ich sehe ihn ermatten und abtrollen. Ich sehe einmal, wie er in der Achse des Gehäuses eine Lädierung entdeckt, das Loch durch seine Zangen erweitert und die Nackte überrascht und zersäbelt. Ich reibe mich an den Natterwurzeln, ich sehe im Postkraut die Hasen sitzen, ich scheuche sie nicht, wir sehen uns an und bleiben, ich gehöre dazu, das ist kein Geheimnis, ich verstehe das um mich so gewaltig, ich erfahre es so seltsam, ich gehöre dazu. Ich sehe auch einmal die Windhunde vor den von blitzenden Wassern umringten Gütern hinlaufen, das mag eine Jagd sein, ich drehe mich herum, was kümmert es mich. Ich lerne nach den Blumen die Zeit angeben: wie sie sich öffnen, wie sie sich schließen, wann die Krabben ans Land kriechen, wann die Meerdrachen die giftigen Rückenflossen aus der Flut heben. Ich weiß dann jede Stunde. Ich brauche keine Uhr.

Am achten Tag erwache ich mit der Unruhe, die zum ersten Mal bei der Abreise nach Abo mich überfallen. Sie kommt jedesmal stärker, ich ertrage sie kaum mehr. Ich gehe wieder hin und her, ich verehre alles, ich liebe alles genau so innig, aber ich will fahren, es hilft nichts,

ich reise ab. Ich gehe hinunter nach Barsebäcksaltsjöbaden, es ist keine Pause, kein Halt in mir, ich hätte noch acht Tage Zeit, o Segelfahrten, o schöne spektrale Quallen in den Fjorden, wie gern hätte ich mich ihnen noch gewidmet, hätte Heringe gefangen, hätte mit den Steinen mich eingelassen. Mein Paß ist noch nicht abgelaufen, es ist aus mit meiner Zufriedenheit, ich muß zum Balkan, sofort, ich weiß nicht warum. Der Tag, wo dies passiert, ist herrlich, er übertrifft die anderen, er ist aus Blau und Grün und Silber in einen Sturm gewoben. Ich gehe durch ihn hin nach Barsebäcksaltsjöbaden, ich telephoniere von der Post mit Ernst Cederström, er ist bereit, es paßt gerade, er kommt am nächsten Morgen.

Wir lassen den Aalkutter mit den Segelnetzen auftakeln, eine Kiste verstauen und fahren gegen den Wind, wir trinken draußen mit Adelkranz und Jöns Holgerson. Wir trinken lange, aber wir sind in der weißesten Frühe schon los gefahren; als die Glocken zur Arbeit läuten, sind wir schon tief im Gesang. Ich umfasse alles und trinke nicht wenig. „Es lebe Mannerheim, es lebe ... der General Mannerheim," rufe ich, und Holgerson ruft mit, denn er kennt den Namen nicht. Aber Adelkranz speit aus und Cederström kann sich nicht halten vor Lachen. Wir haben wenig Wind, aber trotzdem fällt Holgerson und zerreißt im Wasser Adelkranz Netz. Wir kehren zurück und begrüßen aufgerichtet im Kutter die Küste, indem wir die Deckel der Bowlengefäße aneinanderschlagen, wir üben uns ein und kommen in einen barbarisch schönen Takt. Am Strand geben wir einer von Jöns Kühen Kallskol zu trinken und spannen sie vor einen kleinen Schiebewagen, hui, wie fahren wir durch Barsebäckby, Cederström liegt auf dem Bauch in dem niederen Bretterwagen und pfeift und skandiert mit den Händen, und alle Kinder hinter uns her. Gegen Mittag kamen wir nach Borgeby in den Park.

Wir sind ein wenig aus der Richtung gekommen, wir haben auch unterwegs nicht nur trocken gelegen und ge-

pfiffen, wir sind ein wenig verwirrt, aber ich suche es auszugleichen, Cederström will, nachdem wir ein Rondell umfahren haben, mit aller Macht zu dem Tor wieder hinausfahren, durch das wir hereinkamen. Ich pfeife einem Gärtner, und er nimmt die Kuh am Horn und führt uns an die Hintertreppe des Schlosses.

Wir baden gemeinsam oben, kommen zusammen herunter, wir sprechen sehr viel, stehen mitten in der Halle und machen Sermons, wir betrachten die Bilder Cederströms, sein geschmiedetes Silber, er zitiert seine Verse, aber wir sind nicht sehr gut auf den Füßen. Nicht, daß wir es spüren oder fürchten, es sähe jemand, das ist unmöglich, wir haben uns zu sehr in der Hand. Wir kommen nur im Reden in immer größere Erregung, wir treten ans Fenster, da rückt von Bjerred her eine Equipage an. Wir sehen den kaukasischen Baron Uxcull und zwei junge Schweden darin; ich kenne sie nicht. Wir stehen auf der Terrasse und begrüßen sie, machen tiefe Verbeugungen, erschöpfen uns in Verbeugungen, die Diener machen sie wie Chinesen nach. „God dag," rufe ich und schwenke den Hut, laufe in die Halle zurück, hole ein Schallrohr und rufe, während sie die große Freitreppe heraufsteigen: „Välkommen." Ich denke, ich bin in Jonsered, ich mache Verbeugungen, wie nie in meinem Leben, ich lächle innerlich, ich weiß sehr gut, daß ich in Borgeby bin, aber wer weiß, vielleicht bin ich doch in Jonsered und grüße Ebbas Bräutigam, grüße ihn nochmals. Cederström schlägt mir in den Rücken, sein Bart steilt sich vor Lachen im Wind. Ich lasse nichts mehr aus, ich schlage meinerseits dem Baron Uxcull auf die Schultern, „Sie haben einen Kopf wie ein Straußenei," sage ich ihm. Er kann sich nicht beruhigen, die Elefantenaugen laufen im Kreis, er beginnt auf der Treppe zu erzählen, wir bleiben alle stehen, er erzählt, daß ein Kanarienvogel auf einem esthnischen Gut ihm beim Besuche einer Freundin über die Glatze geschliffen, der es gewohnt war, täglich über einen Marmortisch im Flug zu schliddern, es

war eine offensichtliche Verwechselung und am Schluß der Geschichte saß Uxcull nach Jahren das Vieh gelegentlich tot, es war nicht unamüsant aber wir verbrachten eine Viertelstunde darüber auf der Treppe und bückten uns vor Vergnügen, und Cederströms Diener bückten sich mit.

Die Herrin naht, ich sehe sie zuerst auf den oberen Stufen, ich weiß genau, daß ich in Borgeby bin, auch wenn ich Dunst vor allen Dingen sehe, ich gehe ihr rasch entgegen, ich neige mich vor ihr: „God dag, schöne Frau, glücklich Cederströms Gattin zu sein, ich grüße Sie ehrfurchtsvoll." „Välkommen i Borgeby." Wir drehen uns alle herum, Uxcull hat ihre Hand ergriffen: „Auf solchem Schloß zu wohnen, welches Glück, gute Frau, ich sah in Lund den Sarkophag des Bischofs, der es baute, ein strenger Priester. Sah er vom Turm, ließ er Erde erobern, soweit Hörner bliesen. Lagen nicht Dänen einmal davor, steckten Schwänze der Sperlinge an, setzten zwei Flügel in Brand . . . ," wir können nicht mehr lange das anhören, wir müssen unterbrechen, wir sind sehr hungrig geworden. Ich führe die Herrin zum Eßsaal riesengroß. Sie weist auf den Tisch in der Ecke. Ich verbeuge mich, ich übersehe ihn, ich bin erstaunt und lächle: der beste Smörgåsbord in ganz Schweden: Frischer gebratener Aal, geräucherter Aal, fünf Büchsen Fische, verschieden gewürzt, Krabben, gebackene Wurst, Krebsschwänze in Mayonnaise, geräucherte Saucissons, Omelette mit Spinat in Terrine, Hummer, Bärenschinken, Ölsardinen, junge Krähen als Ragout, gebackene Klops, geräucherte Fische, Renntierfilets, Wildschnepfen, Salate, kaltes Fleisch, Aquavit . . . , wir essen stehend, dann erst führe ich die Herrin zu Tisch. Ich sehe viele Weine, ich sehe jetzt erst Lilian, Cederströms Nichte, wie ein Tautropfen zart, ich grüße sie. Nun erst beginnt der Lunch, er dauert zwei Stunden. Cederström hält vier Reden, ich antworte zwei, Uxcull redet lange ein Märchen von Andersen herunter, ich unterbreche ihn nicht, es wäre nicht höflich, aber ich

frage nachher, warum er von Baku nicht spricht, nicht von Ila von Tapau. Da spricht er wieder, und nun müssen Cederström und ich ihn unterbrechen, nun redet er von den abgeschnittenen Brüsten der Ehebrecherinnen und ich sehe Lilians Gesicht wie zersprungenes Glas. „Sie müssen," sage ich, „Baron, Sie müssen Ihren esthnischen Diener, der uns im Hotel den Himbeer in den Tee goß, beauftragen, mir ein Tuch zum Schuhsack zu nähen, ich bringe es sonst nicht über die Grenze, es fällt mir ein unwillkürlich, ich erinnerte mich seit Wochen nicht daran, eine schöne Frau schenkte es mir in Bohuslän." Ich nicke, ich vergesse es wieder, ich erhebe mich und trinke Brüderschaft mit Cederström. „Ja, ich will Brüderschaft mit dir trinken, Ernst Cederström, denn du liebst das Leben halb wie ein Held und halb wie ein Kind." Wir sind bei Reh schon wieder ein wenig betrunken, wir halten immer längere Reden, die Fenster sind herrlich hoch in dem Rittersaal mit dem Cederströmschen Silber. Lilian schwebt als ewiges Lächeln zwischen den kreuzenden Gläsern, wir sind bei Burgunder, wir hatten schon vieles vorher. Der junge Mann aus Helsingborg fühlt, daß es an ihm ist, aus Schweigen und Jugendlichkeit ein wenig herauszutreten: Musik.

Wir machen ein Konzert von zwei Stunden. Cederström träumt. Ich denke an Angermanland, mir fällt ein, ich liebe Lappland, ich möchte in Erdhütten den Winter verbringen, dalarnische Töchter bestaunen, den glühenden Mond, kaffeegelb zwischen den Skitouren brennen, mir fällt sehr viel ein, ich denke nicht daran, daß ich nicht mehr erwünscht bin als Einreisender in Schweden, ich überschlage es rasch, warum daran denken. Ich schaukle im Stuhl nach der Musik, von beiden Seiten schaukelt der hohe Park mit den Fenstern der Halle, genau wie ich schaukle. Chopin schwingt ab. Eine Pause, ein Diener läuft. Lilian gibt jedem von uns Blumen mit einer Verneigung und flüstert uns zu. Die Saaltüren öffnen sich weit, die Pächter Cederströms erscheinen mit dem Pfarrer,

schlanke Männer füllen die Säle, sie haben die blonden Haare aus dem Genick scharf geschnitten, sie haben blaue Anzüge und ihre Frauen sind blond, anständig und adlig in der Haltung gleich ihrer Erde. Sie setzen sich rasch zu Zwanzig in die hohen gothischen Stühle der Halle an die Wände. Das Konzert fährt fort, wieder spielt Musik in breiten Wogen. Der Kupferschädel des Pfarrers im Gehrock erhebt sich, tritt heran an den Spieler, sagt ihm den Dank, er hält uns für einen deutschen Zirkus und spricht mit dem Landsmann radegebrechtes Deutsch, aber wir kichern nicht, um ihn nicht zu kränken. Wir stehen vielmehr auf, indem wir in der Reihe herantreten und geben die Blumen dem Generalpächter, der Geburtstag hat. Wieder Konzert. Lilian schwimmt in der Musik, die aufbricht mit einer träumerischen Flamme. Jedes Fenster, jede Vase klingt sie aus sich mit. Selbst der Abend nimmt ihre Tönung. Lange bleibt Ruhe dieses Gleitens, dann kommen Rufe, schwedische Wandervögel rufen Cederströms Namen. Man tut sie in die Seitenflügel, man zeige ihnen später das Schloß. Der Abend steht noch rotblaß mit der Pfirsichblüte unserer Etüde. Wir gehen die Treppe langsam und majestätisch hinunter in den Park. Perlmutten stirbt die Elegie der Konzerte mit dem Abend. Was will Lilian mit ihrer Stimme? Bald wird Nacht sein, sind Fackeln bereit? Fest in Borgeby.

Immer dieser Wind. Immer schaukeln die Parkwipfel tief vor blaustem Himmel, der kühl steht in klassischer Ruhe. Immer Geschwärme schreiender Raben in der Luft. Noch liegt die Sonne auf den gewellten Ebenen mit klatschschönem Vieh in schwarz und weiß. Wir wandern auf und ab durch den Apfelgarten, wo manches noch blüht. Ich bleibe zurück einmal, es war nicht viel, was mich anzog, es war ein Spruch nur, auf dem es schon mooste. Da stand über dem Rasen: „Du kalter Marmor, bewahre die Erinnerung an ein warmes Herz.“ Wir gehen auf gepflegten Wegen, wir kommen immer wieder

in Borgebys jahrhundertalten Apfelgarten, die Stämme sind nicht sehr hoch, aber die Zweige haben ein Streben, sich sanft nach unten schwebend aufzulösen, das mich beschäftigt, immer dies auf und ein wenig ab und immer diese Ruhe. Die Dämmerung schwebt durch die Eichen, „Zeigt den Wandervögeln das Schloß", ruft Cederström von der Mauer. „Lilian, gib ihnen ein Schreiben mit für alle Schlösser bis Christiania, schreib, ihr Gesang machte einen Abend heiter." Wir gehen mit, man zeigt ihnen die Verliese, die Hitze des Tags glüht noch von ihren Wangen. Hurras auf Cederström bringen sie aus, dann schauen sie in die Höhe. Lilian schüttet vom Turm Körbe Veilchen auf sie aus. Sie huldigen ihr schön. Aufgang des Mondes. Immer noch Rabenschrei. Ich fühle den Sturm in mir wie Reinigung, „Skål" rufe ich, „Cederström, wie frei ich atme, ich liebe die ozeanische Luft". Wir haben nur eine Frau, Lilian, aber sie wird zwanzig ersetzen. Nun fällt der Tanz.

Lilian schwimmt madonnig geneigt in großen von ihrer Sanftheit erfüllten Bogen aus Arm in Arm. Wir legen den Rhythmus solch traumhaften Gleitens mitten durch die Ebene der Nacht. Nun flackern alle Lichter, nun über dem Strahl der Päan, der Sturm am Klavier: nun tanzt Ernst Cederström allein, in lederner Ärmelweste, den Bart bis zum Magen, dyonisisch selbst die Glatze, fast Faun, halb Verführer . . . er macht eine große Wendung, er springt durch das Fenster, er grüßt herein aus dem Schatten, zwei Diener mit Kerzen springen durch das Fenster, wir folgen alle, wir jauchzen, der Musiker aus Helsingborg hat Lilian unter dem Arm im Sprung heruntergebracht. Zwei Fackeln nahen, die Schweden folgen dem winkenden Cederström, sie gehen mit den Dienern, holen Wein herauf und Champagner aus dem Gewölbe, in dem Rilke drei Monate saß mit roten und blauen Tinten und mönchig sein eines Gedicht auf den Garten schrieb. Ich habe Lilian neben mir, allein, ich spüre es

plötzlich mit einem zärtlichen Schlagen des Blutes, wir gehen zur Kühlung durch die Boskette. Wind haust mit zornigen Sternen im Park, keine Wolke schwebt, irgendwo hinter Windmühlen, die die Nacht stumm zerschlagen, dumpf schweigend die Ostsee. Ich gehe mit Lilian auf und ab, wir reden keine Silbe, was sollen wir uns sagen, ich weiß, was Lilian denkt und ich sage in meinem Herzen, ohne daß sie es hört: „Nein Lilian, es ist so sinnlos, Sie sind so weich, so träumerisch. Ein Knabe ist Sinn Ihrer Sehnsucht, irgend einer, aus dessen Körper Musik kommt. Meine siebenundzwanzig Jahre o Lilian, meine siebenundzwanzig Jahre sind schon viel zu schwer geworden für Ihre gläserne Sanftheit." Ich weiß nicht, aber der Schmerz, der alte Schmerz, der mich selig macht, haust wie ein Wolf in meinem Herzen, ich habe tüchtig getrunken, vielleicht ist auch mein Schmerz berauscht und liegt in Verzückung, ich steige alle Treppen bis zur Halle hinauf, ich gebe dem Helsingforser Lilian, damit er sie betanze, ich falle Cederström um den Hals und ziehe ihn in eine Nische, ich bin vertrauensselig und liebe ihn und rennomiere. Ich fange an, ihm von Siv zu erzählen: „Ich hatte all Eure schwedischen Frauen in ihr, Cederström. Strandvägen leuchtend vor Musikkapellen, die Rotunde des Stadion, die weiche Weißnacht, das granitne Meergebiß erscheint, wenn ich denke, in ihrem Lächeln. Sähst du ihre Beine, Cederström, du würdest zittern wie ein Hund in deinem Saal. Sieh dir diese Kurve an, diese verdammte Kurve des Mondes an deinem Fenster. Nein Cederström, sonst wollte ich dir nichts erzählen, dies ist alles, dir vielleicht wenig, Dies ist alles, was mich peinigt." Es ist zwei Uhr nachts, nun stellen wir uns nicht mehr in die Nische, nun unterbrechen wir den Tanz und machen eine neue Aufstellung. Wir stellen uns in einer langen Reihe auf, zuerst kommt Cederström.

Dann marschieren wir über die Terrasse, die Treppe durch den Hof zu den Gebäuden des Generalpächters,

es ist zwei Uhr nachts, die Generalpächterin hat um diese Stunde geladen, wir sitzen allesamt nun wieder wie beim Konzert am Mittag um einen Tisch. Ich lasse mir die festeste Magd mit dicken blonden Zöpfen geben, sie ist meine Nachbarin, ich trinke ihr zu. Mein Herz schmerzt mich selig immer tiefer, man hat ein großes Mahl uns bereitet mit großen Zeremonien. Ich trinke ihr zu, der Frau Verwalterin, ich mache meine Komplimente; es ist nicht richtig, daß ich ihr zutrinke, ich verstoße gegen die Sitte, aber ich zeige ihr mein Wohlwollen, ich sage ihr das alles auch. Ich wende mich meiner Nachbarin zu, Piga Sara, sie ist ein schönes, festes Weib; sie hat ein Kind, sie hat einen Mann sehr geliebt, im Sommer, im Stroh, sie sagt es mir ohne Scham, als ich frage, ich tröste sie. Ich sage, es sei nicht schlimm, Piga Sara, ich hätte einmal versuchen wollen, eine Bremse in die europäische Politik zu legen, ich hätte sie fest in der Hand gehabt, dies alles sei eitel, sei schwärmerisch, es sei nicht soviel wert wie eine Rübe, sie solle froh sein, niemand gebe ihr Versäumtes zurück. Ich wende mich zu Uxcull, ich rufe ihn gell an: „Baron, Sie fallen von der Stange", da tut er die Augen verwirrt auf wie Vogelgeflatter. Da lache ich hämisch und laut, wir danken, verbeugen uns.

Tücher liegen bis hinüber zum Schloß. Polonaise. Vor uns tanzt lautlos Ernst Cederström. Kerzenschein umgibt uns. Tanz braust in der Halle noch einmal, unverlöschbar auf. Borgeby flammt durch die Nacht wie eine Kirche, ich höre einmal, es schlägt vier Uhr, aber es schlägt an mir vorbei und rollt weiter durch die Bäume, was gehen mich die Klänge an, sie laufen wie der Teufel irgendwohin. In sanftem Schleier schwindet die Nacht, die Frühe kommt mit Gartenduft und Rosa aus den Büschen hoch in die Fenster, wir durchkurven nur winkend danach die flaumenweiche Morgenluft.

Plötzlich steht eine Säule im Zimmer, steife Gehaltenheit durchschlägt die Schleifen. Der Diener Cederströms. Er meldet die Equipage. Er hat blanke Knöpfe bis zum Fuß, den Zylinder in der Hand. Er meldet noch einmal die Equipage. Das reißt uns wie an den Haaren, wir gehen ans Fenster, da scharren dampfende Pferde vor dem Portal. Es ist fünf Uhr des Morgens, ich vergleiche es mit meiner Uhr, wir haben keine Sekunde zu versäumen, wir steigen in den Wagen, die Koffer kommen langsam heran. Morgen prallt auf die Terrasse stark und wild. Skåne im Morgen, dunkelgrüne Verlockung. Wir sitzen im Wagen, die Gäule scharren. Immer noch Krähenschlacht über den brausenden Wipfeln, bei uns unten kein Hauch, keine Luft. Ich sehe mich um, ich denke daran, was Lilian mir sagte, am Rand des Parks ziehen Seeadler hin, wenn es herbstet, Abenteurer aus Finnland, die mit Nordwind zum Kaukasus fahren. Ich gebe Lilian die Hand: „Heute, Lilian, kommen die ersten Schwalben nach Skåne, sie zischen um Borgeby", sage ich. „Denken Sie daran, wenn mein Name vor Ihnen auftaucht." Ich wende mich noch einmal um. Zu Uxcull wende ich mich: „Baron, heute fährt seit Jahren der erste Dampfer zwischen Stockholm und Petersburg, ich las es in Svenska Dagbladet heute Nacht, welches Leben, welches Leben, Baron."

Wir haben nicht lange auf die Koffer zu warten. Nun ist die Ebene weit um uns getaut. Flädje taucht auf, die Schienen sind wie Schnee. Malmö, Trelleborg, wir betreten den Steg, das Schiff, wir schwimmen auf der Ostsee, deutsche Ufer unsichtbar vor uns, wir sind noch recht betrunken, es legt sich langsam, während das Schiff schon fährt.

* * *

Wir werden langsam nüchtern auf dem Schiff. Das Schiff fährt mitten in den Wind hinein, ich glaube, daß das

uns kühlt. Trelleborg ist verschwunden, die schwedische Küste verblaßt immer mehr, ein Bogen von flimmerndem Licht liegt das Meer zwischen den beiden Küsten, der Horizont wölbt sich uns entgegen auf dem Wasser und wir stehen, wir stehen mit dem Schiff auf der obersten Wölbung wie ein Knauf. Wir blicken uns um, ein Schiff steht am Himmel auf dem Kopf, ein Flieger surrt nach ihm, wir gehen frühstücken, wir sind sehr hungrig mit einem Mal, wir sind aber keineswegs müde, Cederström hat schwere Augen, es hat einen anderen Grund, wir trinken wieder Aquavit, es ist das letzte Mal, man kann so rasch nicht enden. Wir gehen auf und ab mit eiligen Schritten auf dem Verdeck, uns entgegen immer ein Ungar, katzenhaft um eine Frau. Da schießen Hagelwolken herauf, der Frühling klatscht ins Wasser, wo ist unser früher Sommer mit einem Male, es wird stürmisch und spritzt herauf bis zur Takelung. In traumhaften Schleifen kommt manchmal die Kurve von Lilians Tanz und der Mondbewegung über Borgeby vorüber, man kann es nicht mehr aushalten, es ist zu kalt, es hagelt in Flossen, die Wolken binden sich in die Schorne und beschießen uns mit Mitrailleusen, was sollen wir mit Lilian und den Schwänen und dem skånischen Sommer, wir laufen und frieren und halten das Gesicht in die Schlossen. Das Schiff schlingert, der Himmel wird schwärzer, Cederström bleibt zurück, er schaut wie ein Vieh und will in die Kajüte, ich halte ihn nicht, soll er ruhig schlafen oder speien, er kann tun, was er will. Ich laufe weiter, immer auf und ab das Verdeck, ich halte nie an, ich sehe die Kämme der Wogen an, sehe die Möven zurückschießen überall von dem Meer zu der schwedischen Küste, sie schreien und schweben stolz auf dem Sturm. Ich sehe deutlich nach allem, beobachte, wie aus der Mulde sich die schwarze Welle hebt, aufsteilt und in sich selbst die weiße Krone aufbricht, die sich heraufschmeißt. Ich gehe immer noch hin und her, nun bin ich allein auf Verdeck,

ich sehe oben nur manchmal das Auge des Kapitäns, es ist grau und ironisch. Mir ist sehr wohl in der Unruhe, das geht so Stunden, ich rauche immerzu, ich fühle mich immer wohler, ich erinnere mich nicht, in den letzten Tagen so glücklich gewesen zu sein als jetzt, wo ich elend verhagelt auf dem Schiffsdeck hin und herlaufe und lavieren muß, daß mich das Schiff nicht abkippt.

Ich schaue auf, an der Gaffel ist ein interessantes Schauspiel, sie ziehen einen Bündel hoch, er fliegt immer bei Seite in dem Wind, wie er oben ist, entfaltet er sich mächtig, die blaue Fahne mit dem gelben Kreuz weht knatternd. In diesem Augenblick sticht die Sonne durch, die Kreidefelsen Rügens stehen vor uns, sie stehen so dicht und weiß, daß sie zuerst blenden; als ich die Augen wieder öffne, schreit jemand: „Die Grenze." Ich lächle, die Überfahrt ist zu Ende, die Wolken verzogen, ein guter Mittag taucht mit Rügen auf, ich zünde eine Zigarette an, und lächle in mich hinein.

Plötzlich reißt es mich auf, ich zerfetze vor Schmerz, ich will die Hände irgendwohin pressen, ich weiß nicht wohin. Da macht sich der Mund auf, weit. Ich schreie.

Ich liebe nicht Ebba, ich liebe nicht Siv. Die Grenze kommt näher, die Grenze lockt und schlingt. Ich suche Cederström, wo bist du, mein Bruder? Ich kann nichts mehr sehen, verhängnisvoller Irrtum mein Bruder Cederström, ich habe umsonst gelebt. Ich bin elend, allein, ich halte mich an dem Geländer, meine Lippe hängt herunter, ich starre auf das Meer. Aus dem Meer wächst immer das eine, ich kann es nicht sehen, es tötet mich, ich reiße die Augen gierig trotzdem danach, ich kann ja nicht anders, o wie ich verblute. Aus dem Meer wächst Särö, die Obstbäume schmettern das Blühen gegen den Basalt, zur Terrasse des Schlosses schreien von der Klippe Kinder: „Mur". Die Frau erhebt sich, sie winkt, ich spüre jede Linie, ich rieche ihren Geruch, ich empfinde es jetzt erst, ich will etwas sagen, ich weiß ihren Vor-

namen nicht, immer noch nicht. Meine Hände gleiten herunter, ich habe keine Macht mehr über den Körper. Ich laufe weg, ich suche Cederström. Ich finde die Kabine nicht, ich weiß gar nicht, wohin er sich zurückzog, ich gehe auf Verdeck hin und her, immer allein, niemand geht sonst auf dem Verdeck, ich rede immerzu. Ich sehe das Meer nicht, was soll ich das Meer beschauen. Ich sehe die geschorene Steppe, ich sehe Engländer, die Golf spielen, es gibt keine andere Welt, in der ich lebe. In Segelyachten liegen weißgekleidete Männer, das Blau der Nordsee wiegt die weiße stählerne Melodie der Blüten. „Ich will nicht wissen, daß Ihre Bürger Elende sind wie alle, schöne Frau," sage ich lächelnd, jetzt verstehe ich erst meine Stimme, jetzt kommt es mit einem großen Durchbruch aus der Tiefe, wie woge ich, wie bin ich mächtig und wundervoll gespannt, aber wie elend geschieht mir, was habe ich von dem allem, die Grenze liegt vor mir, die Tatze ist schon gegen meine Stirn gebeugt. Ich Armer, wie war ich geblendet, wie war ich geschlagen. Wie liebte ich diese Frau und wußte es nicht.

Die Grenze rückt näher, ich kann mich nicht bewegen, am Reeling steht ganz unten am Heck Cederström. Ich bin ganz schwach, ich kann mich nicht bewegen, ich schaue nur immer hin, ob er mich höre, ich stammele: keine Hilfe von dir, mein Bruder?, nimm meinen Paß, Cederström, laß mir den deinen, laß mir die Rückkehr. Ich muß nach Bohuslän, ich kann dir nicht sagen, warum dies so plötzlich, es geht um mein Leben. Du kommst mit meinem Paß auch nach Deutschland, du bekommst einen anderen auf Eurer Gesandschaft, aber ich, aber ich komme so zurück nach Schweden, hör mich, mein Bruder, o Gott du kannst mich nicht verstehn.

Ich hatte Siv, Cederström, ich sagte es dir heute Nacht, ich liebte Ebba, welche Masken machte mein Herz, um sich zu verbergen, wie durchschaue ich alles, es ist zu spät. Ich hatte noch eine Frau, ich hätte es nie gesagt,

ich sage es in der Verzweiflung, ich schmerze dich damit, Cederström, ich bin heute ehrlich wie nie, ich will sie nicht nennen, dies alles ist nichts, ist ohne Bedeutung, aber dies alles hat mich zugedeckt, ich kannte mich nicht. Ich kam lächelnd nach Särö, mein Bruder, ich saß einen Tag vor dem marmornen Lächeln, ich sah nicht die Tragik, und jetzt kommt sie aus mir, gebrochen, nun kommt sie wie ein Tiger, nun schlägt sie mich entzwei. O, du kannst sagen, du kannst fragen, was du willst, Ernst Cederström, die tötlichen Grüße beim Abschied, ich sah sie nicht, es ist zu spät jetzt. Aber, wie habe ich diese Frau geliebt und habe es nicht gewußt.

Ich gehe allein auf dem Verdeck, ich sehe Cederström nicht mehr, vielleicht hat er nie am Geländer gestanden, wie kann ich das jetzt unterscheiden, es schiebt sich zuviel ineinander. Die Sonne fängt an zu scheinen. Ich gehe immer, auf ab, auf ab. Die Sonne brennt, da ist wieder Sommer und Silber, das Meer beginnt zu riechen.

Ich ringe die Hände.

Es kommen Passagiere. Die Grenze rückt näher, ich bin am Zerspringen, im Hals ist eine Starre, hätte ich nur wenigstens Atem. Die Adern der Augen tun mir so weh, daß ich zu weinen beginne, ohne daß ich es will. Da kommt eine Ruhe mit einem Mal, was ist es, was mich so klar macht, ich schaue mich um, ich sehe nur neugierige Gesichter, ich schere mich gar nicht darum, ich schwebe, ich bin so selig, ich weiß nicht, warum.

Nun hat es sich entschieden. Die Frucht ist gefallen. Das andere Gesicht ist herausgetreten aus der Tiefe, es beängstigt mich nicht mehr, es hat sich frei gemacht, ich habe keinen Spiegel, ich kann es nicht sehen, aber ich weiß es, ich fühle es, es ist da. Das andere wird verschwinden, das helle, das mich zu Ehrgeiz trieb, zu Erfolg gepeitscht hat, es wird verschwinden, es wird es nicht mehr besiegen, eine Schlacht ist geschlagen, es hat

gesiegt in mir, aber ich, mein Himmel, aber ich bin kaput. Aber ich bin fröhlich, es ist nichts da, was mich verwirrt, ich bin nun eins seit Wochen zum ersten Male, ich bin eins (aber schaut nicht auf das, was blieb). Wenn ich nach Menschen jagte, nach Handlungen heiß griff, immer war mir, ich möge lieber rücklings in Wiesen liegen gleichzeitig und Wolken wandern sehen mit ihren schönen fliegenden Schatten. Ich spüre das genau, ich habe das immer empfunden, in jedem Tag der Geschäfte, im Traum, im Schlaf. Das wird mich nicht mehr zerteilen, ich werde nicht mehr mit mir im Streit sein, aber mußte ich es so bezahlen, ist es zuviel nicht, was mich das kostet? Ich habe eine Schlacht in mir gewonnen, aber was habe ich geopfert? Ich habe mich selbst zur Strecke gebracht. Ich sehe mich um. Wie bitter ist mir unter den Menschen.

Sie schauen mich alle an. Bin ich verwandelt? Ich recke die Schultern zurecht, ich streiche die locker gewordenen Haare nach hinten zurecht, ich setze das Bein, daß die Hose gut gekantet darum schwingt. Ich lächle vor mich hin, ich bin wirklich nicht verwandelt, ich verlor nur ein wenig die Balance, es sollte auch das nicht sein. Ich lächle vor mich hin, ich werde in keine Wüste gehen, ich habe mich nicht verändert, ich fahre mit Aufträgen zum Balkan, ich führe sie aus. Ich werde mich keinen Folgerungen entziehen, meine Wege waren gut, die Ziele verständig, nur meine Einstellung, nur mein Herz war falsch gerichtet, das konnte ich nicht wissen, ich konnte es nicht ändern, das änderte sich gar sehr von selbst. Ich liebte die Schwierigkeiten wohl, o wie fliegt mein Leben vorüber, wie leer, wie rasch ist das abgewickelt, worum ich mich so sehr bemüht, ich liebte Gefahren, war anständig, auch ohne mich innerlich darum zu mühen. Wie sehr bin ich gedemütigt. Wie eitel und gering stürzt das meiste von früher. Wie deutlich sehe ich in dem Schmerz, der mir nichts verdüstert, der alles wundervoll erhellt. Wie weniges hat heute mehr Macht über mich.

Bojen schellen, die Schorne pfeifen, die Kreidefelsen sind zum Greifen, da werde ich noch einmal schwach. Ich sehe Cederström nun deutlich, er ist es wahrhaftig, ich gehe zuerst langsam, dann stürze ich auf ihn zu, ich falle auf die Knie am Verdeck vor allen Passagieren: „Dein Paß, Cederström, Dein Paß, mein Bruder." Ich sehe auf, mein Bruder Cederström wankt, ich sehe sein Auge, er ist betrunken, er erkennt mich kaum. Ich lächle wieder. So soll es sein.

Ich gehe ruhig weiter, es war ein Ausgleiten, kann man denken, ein Mißfall war es. Ich werde nicht mehr schwach sein, ich bin ganz sicher nur auf der Orangenschale ausgeglitscht. Ich werde die Frau nicht mehr sehen. Ich nehme es auf mich, wer sieht es mir an? Ich zahle alles damit. Ich büße jeden Tau, der mich in Barsebäck erfreute. Ich büße die Vögel, die mir eine Lust sind zu hören. Ich büße meine graden Glieder. Und daß, wenn Menschen in meiner Macht waren, ich meistens sauber und verantwortungsvoll war. Ich büße alle Tage mit Frauen und meine schönen Jugendjahre. Auch daß ich gläubig bin im Grunde und ungern unrecht tat. Ich büße mich selbst, wer kann es mir wehren, ich zahle das Schicksal, es nahm sich gutes Honorar. Es gibt soviele Dinge noch, auch die schlechten, wenn ich mich besinne, die ich zahle, es gibt sovieles, was ich alles büßen kann. O Gott, wievieles muß ich heute über mich denken, ich bin es nicht gewohnt, ein Stein ist in mich gefallen, ich kann es kaum ertragen, was sich anschwemmt an den Ufern. Ich fasse an die Schläfe, ich ertrage es kaum.

Ich schüttle Cederström, führe ihn bis ans Heck, setze ihn neben mich auf die Bank und halte ihn gerade. Ich schreie ihm ins Ohr: „Habe ich keine Zähne mehr, Hochstapler, haarlos, kein Geld, keine Frauen, verrecke irgendwo, o wie denke ich, glaub mir, verdammt, wie denke ich: waren diese Tage blau, Borgeby hatte

viel Sturm, Bjerred ein gelbes Segel im Mittag drin. Sivs Schultern, welch hinreißend schöner Gedanke in solcher Aufmachung gedacht, lache nicht, Cederström: die Pomade ihres Haares. Wenn ich sterbe, Cederström, gibt es nur einen Gedanken von heut ab: wie habe ich diese Frau geliebt und wußte es nicht. Mein Herz wird stürzen vor Rührung: ich danke dir."

Ich sehe hinaus auf das Meer, wie glatt, wie zahm. Ich kann Cederström nicht halten, er hat verglaste Augen, er ist betrunken wie ein Norweger, er stammelt: „Pomade"; er hat mich nicht verstanden, es soll so sein. Ich lasse ihn fallen, er fällt auf die Rolle, er schlägt sich den Kopf auf, ich kann es nicht ändern, ich schaue immer nach dem Meer.

Ich fange plötzlich an, atemlos zu laufen. Der Kapitän kommandiert laut auf seinem Steg, Matrosen huschen barfuß mit Seilen und Tauen. Die Pfähle starren schwarz aus dem Wasser, wir haben Gegendampf und drehen uns. Ich unterscheide jedermann am Land, selbst den österreichischen Offizier erkenne ich mit dem gesteilten Steiß. Ich höre die Fahne über mir knattern im Gegenwind. Nun tuten alle Hörner, die Ventile öffnen sich, das Schiff knirscht und stöhnt. Ich komme über Verdeck gelaufen, schleudre die Passagiere bei Seite. Ich sehe Cederström fest wie einen Schlafwandler auf den Ausgang zugehen, renne vorbei. Ich erreiche die Koffer, ich erkenne meine Zeichen. Ich schließe den gelben Koffer auf, reiße die Sachen auseinander, erwische einen Schuhsack, Baron Uxculls Diener hat ihn gut gepackt, der Schuh fällt heraus, ich achte es nicht. Ich schließe zu, ich hebe mich langsam und schwerfällig am Geländer. Ich habe ein buntes, vielfarbiges Tuch in der Hand, ich reiße die Nähte auf, ich führe es einmal über das Gesicht, mein Gesicht formt sich hinein. Ich drehe mich langsam um, ein wenig mühsam, nach der schwedischen Küste. Ich winke zweimal.

MITTEILUNG

Der Schriftsteller Harry Kahn hat in der „Weltbühne“ vom 14. Oktober 1920 einen polemisch-pamphletistischen Aufsatz veröffentlicht, gegen den aus Gründen der Kollegialität und der literarischen Sauberkeit protestiert werden muß. Einem Novellenfragment Kasimir Edschmids, das der Almanach des Verlages Fritz Gurlitt vor einem Jahr brachte, entnimmt Herr Kahn mehrere Sätze, interpretiert sie, den Zusammenhang zerreißend, in einem vom Autor weder angedeuteten, noch gewollten Sinne und verdächtigt Edschmid vor breiter Öffentlichkeit der Ehrbefleckung eines Dichters, zu dem jener bis heute sich nie anders als in hohem Respekt bekannt hat. Die Auslegung des Herrn Kahn wird in so außerordentlichem Maße getragen von herabsetzenden, gerechte Kritik verachtenden persönlichen Anfeindungen, bemüßigt sich eines so verhetzenden Tones, daß die Unterzeichneten nicht glauben können, eine solche Art von Polemik unwidersprochen hinnehmen zu müssen. Sie geben ihre Stimme dieser Resolution, um gegen den Einbruch gehässiger Kampfesweisen in geistige Gebiete sich zu verwahren und um — bei voller Freiheit sachlichen Urteils über Edschmids Persönlichkeit — zu bezeugen, daß sie ihn, und welchen Dichter sonst Beleidigungen feindseliger Kritiker treffen, zu schützen durchaus willens sind.

Ende Oktober 1920.

Hermann Bahr · Paul Cassirer · Alfred Döblin · Arthur Kahane Annette Kolb · Max Krell · Gustav Meyrink · Wilhelm Michel Carlo Mierendorff · René Schickele · Hans Schiebelhuth · Anton Schnack · Alfred Wolfenstein

LUDWIG MEIDNER

Septemberschrei

Hymnen / Gebete / Lästerungen

Mit 14 Steindrucken

In Pappband 25 Mark

☆

In Ludwig Meidner ist der Dichter so groß wie der Maler und Zeichner, folglich stellt sein neuestes Buch das Ideal eines illustrierten Buches dar. Er ist ein ganz Großer auch als Dichter, eine eruptive Natur von fesselloser Leidenschaftlichkeit, ein ekstatischer Mensch, ein Horcher in die Welt, den der große Welt-Unsinn bedrängt. Diese Zeichnungen übertragen mit unerhörter Wucht den eigenen inneren Kampf in das erscheinende Kunstwerk, das Subjekt wird Objekt.

(Georg Minde-Pouet im Cicerone)

☆

Von diesem Werke wurden
110 numerierte Exemplare, von denen
100 in den Handel kommen, hergestellt,
auf echtes Zanders-Bütten gedruckt und in einen
schönen Halbpergamentband gebunden. Die 14 Lithographien
wurden unter Aufsicht des Künstlers in der Pan-Presse zu Berlin mit der Hand gedruckt
und jedes Blatt von Ludwig Meidner
handschriftlich gezeichnet.

500 Mark

☆

Verlegt bei Paul Cassirer
in Berlin

Soeben erschien als XVIII. Werk der Pan-Presse

DES PUBLIUS OVIDIUS NASO LEHRBUCH DER LIEBE

ARS AMANDI

DEUTSCH VON ERNST HOHENEMSER
MIT ACHT LITHOGRAPHIEN

VON

MAX SLEVOGT

320 numerierte Exemplare, von denen 300 in den Handel kommen, von der Spamerschen Buchdruckerei auf echtes Zanders-Bütten gedruckt

AUSGABE A: Nr. 1—100 in handgebundenem, weißem Schweinslederband mit echten Bünden. Bei dieser Ausgabe werden die einzelnen Lithographien noch einmal auf Japan abgezogen, unter Passepartout gelegt und dem Werke besonders beigegeben. Jedes dieser Blätter ist von Max Slevogt handschriftlich signiert . . . . . Vergriffen

AUSGABE B: 101—300 in Halbleder gebunden mit einem Überzug aus Bastseide Preis 675 Mark

PAUL CASSIRER / VERLAG BERLIN